Denkmalpflege : Restaurierungen und Bauuntersuchungen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Archäologie und Denkmalpflege im Kanton Solothurn**

Band (Jahr): **3 (1998)**

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Restaurierungen und Bauuntersuchungen

Das Berichtsjahr ist insbesondere gekennzeichnet durch die Vorbereitungsarbeiten für grössere Vorhaben wie der Restaurierung der Burgruine Dorneck in Dornach und der Wiederherstellung des Schlosses Neu-Thierstein bei Büsserach. Auch standen eingehende Abklärungen für die Betonsanierung der katholischen Kirche in Dornach an. Über die Ergebnisse unserer Bemühungen bei diesen Objekten werden wir erst in den kommenden Jahren berichten können.

1997 wurde keine umfassende Gesamtrestaurierung durchgeführt oder vollendet. Das heisst aber nicht, dass unser Einsatz für den Erhalt und die fachgerechte Pflege des historischen architektonischen Kulturgutes weniger wichtig gewesen ist. Gerade kleinere oder unspektakulärere Bauten haben oft eine ganz besondere Bedeutung für unsere gebaute Umwelt. Auch ihnen gebührt unsere ungeteilte Aufmerksamkeit.

Balsthal, Kapelle St. Wolfgang

Geschichte

Unmittelbar neben der aus dem Guldenthal führenden Klus, am Fuss der Holzfluh und des Burgfelsens von «Neu-Falkenstein», steht die vermutlich in spätgotischer Zeit entstandene Kapelle St. Wolfgang (1475 erstmals erwähnt). Es handelt sich um einen einfachen Rechtecksaal mit flacher Decke und polygonal schliessendem Chor. Im Jahre 1519 erfolgte die Einwölbung des Chores mit Kreuz- und Fächergewölbe, am Schlussstein sind die Inschrift «Hans Hugy, Vogt» und die Jahreszahl 1519 angebracht. Das Schiff wurde im frühen 16. Jahrhundert mit einem Apostelzyklus ausgemalt, und ebenfalls im Chor sind Fragmente weiterer Wandmalereien erhalten. 1617 stiftete Landvogt Gedeon vom Staal einen neuen Hauptaltar für die Kapelle, kurz darauf (1622) entstanden die musizierenden Engel im Chorgewölbe. Zwischen 1761 und 1765 fanden grössere Umbauten statt: Die Erhöhung des Schiffes hob die ursprüngliche Abstufung zwischen Chor- und Langhausdach auf, das Dach erhielt einen achteckigen Reiter, im Schiff wurde die gekehlte Gipsdecke eingezogen und an der Nordwand die von aussen zugängliche Kanzel eingebaut. 1772 folgte schliesslich die Erstellung der beiden Seitenaltäre in frühen Louis-XVI.-Formen durch Franz Schlapp.

Die Aufhebung der Landvogtei 1798, der Rückgang der Wallfahrt und die Verlegung des Pfarrsitzes nach Holderbank hatten zur Folge, dass die Kapelle im 19. Jahrhundert kaum mehr benutzt wurde. Sie blieb daher bis in unsere Zeit hinein ohne grössere Veränderungen erhalten. Besonders der Innenraum hat eindrücklich und unverfälscht die Atmosphäre früherer Jahrhunderte bewahrt.

Abb. 1 Balsthal, Kapelle St. Wolfgang, Ausschnitt aus einer Federzeichnung von E. Büchel, 1757.

Restaurierung 1995–1997

Nachdem die Kapelle 1947 letztmals restauriert worden war, machten sich in den vergangenen Jahren Feuchtigkeitsschäden im Sockelbereich der Umfassungsmauern bemerkbar. Zudem drohte der vollständige Ver-

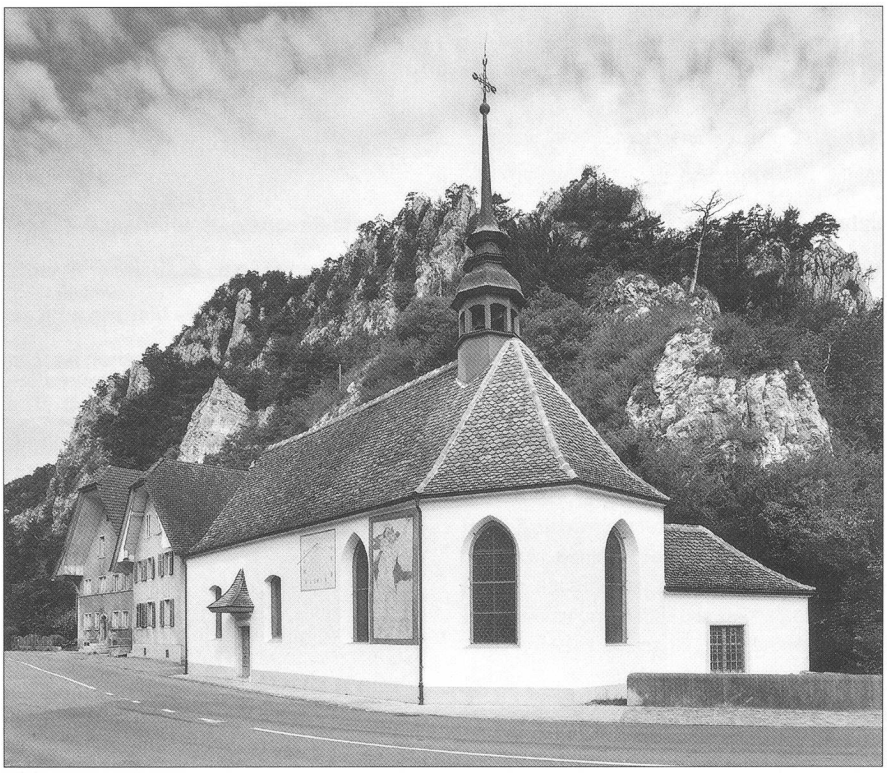


Foto: A. Stouder, Solothurn

Abb. 2 Ansicht der Kapelle von Südosten, nach der Restaurierung 1995–1997.

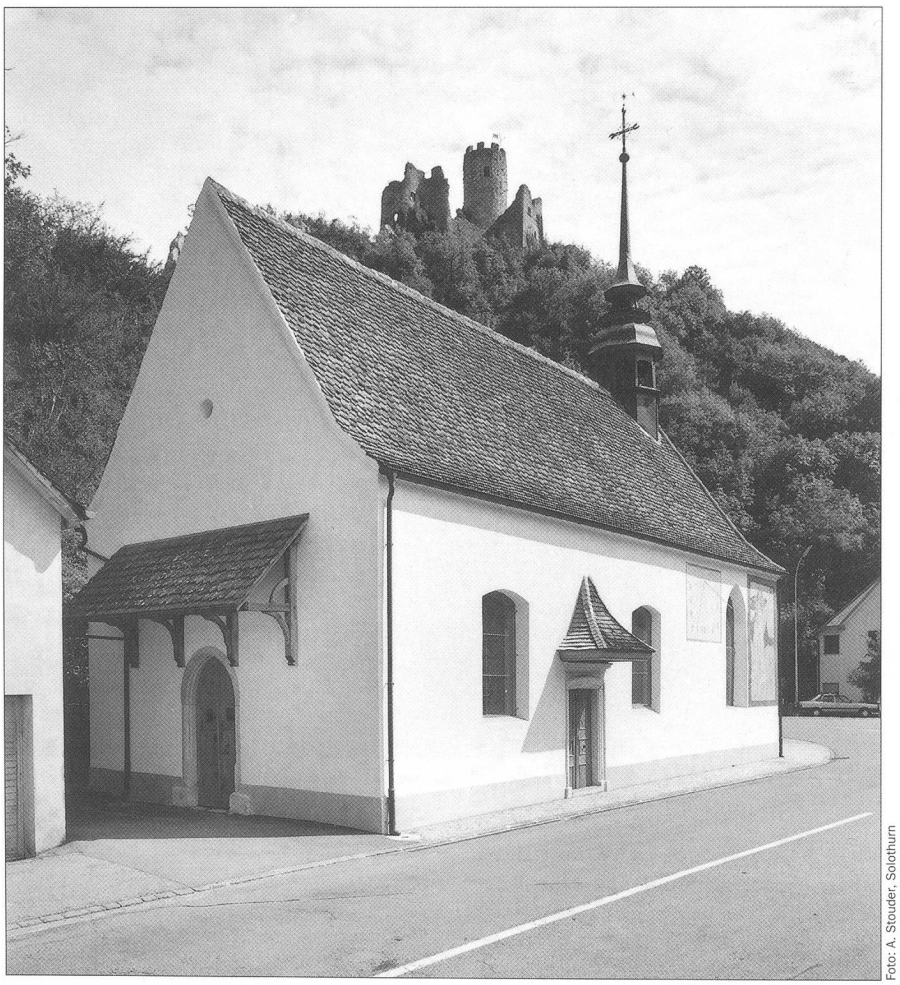


Foto: A. Stouder, Solothurn

Abb. 3 Ansicht der Kapelle von Südwesten, nach der Restaurierung 1995–1997.

lust des Christophorusbildes auf der Aussenseite und der zugedeckten Wandmalereien im Innern. Aus finanziellen Gründen war es nur möglich, die notwendigsten Feuchtigkeitsschäden zu beheben und eine Sicherung des historischen Bestandes vorzunehmen.

Zur Verbesserung der bautechnischen Voraussetzungen wurde auf der Aussenseite eine Sickergrube angelegt, damit das Mauerwerk und das Innere der Kapelle von aufsteigender Feuchtigkeit entlastet werden konnte. Der geflickte und mit einer Kalkschlemme überzogene Verputz der Aussenfassaden erhielt zudem einen neuen Anstrich, und im Sinne eines minimalsten Eingriffs wurde den Eingangstüren die silbergraue Patina des Holzes belassen. Neu mit Schindeln gedeckt wurde das Vordach auf der Strassenseite. Im Innern mussten das teilweise durch die Feuchtigkeit arg in Mitleidenschaft gezogene Gestühl und das Täfer instandgesetzt werden. Im übrigen erfuhren die Wände und Decken eine Reinigung und Auffrischung mit minimalsten Mitteln.

Wandmalereien

Christophorusbild: An der Aussenwand der Kapelle ist ein Christophorusbild angebracht, ein charakteristisches Merkmal für Gotteshäuser an viel begangenen Strassen und Bergübergängen. Christophorus, gewöhnlich dargestellt als bärtiger Riese, der, sich mit einem Baum stützend, Christus über einen Fluss trägt, wurde insbesondere als Schutzheiliger für Reisende verehrt. Das ursprünglich wohl spätmittelalterliche, jedoch mehrmals übermalte Bild, das sich in einem erbärmlichen Zustand befand, sollte aufgegeben und durch eine Kopie ersetzt werden. Nach einer eingehenden Untersuchung zeigte sich jedoch, dass wesentlich mehr historische Substanz vorhanden war als vermutet wurde und dass sich das Original durchaus

Foto: A. Stouder, Solothurn

Abb. 4 Christophorusbild an der südlichen Aussenwand, nach der Restaurierung 1997.

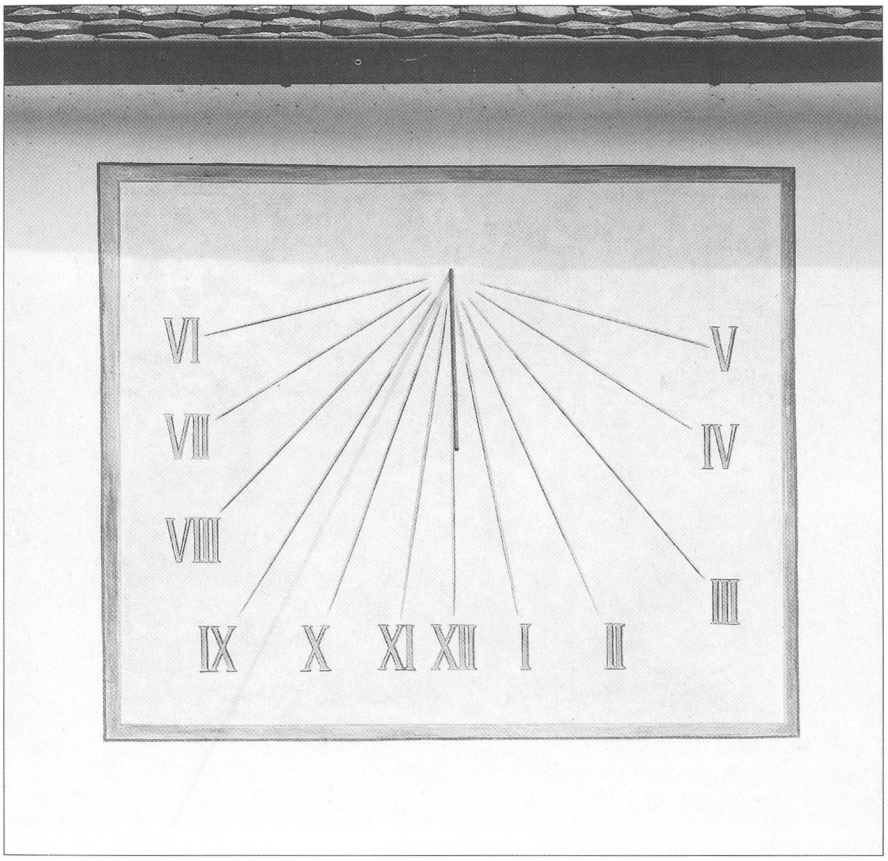


Foto: A. Stouder, Solothurn

Abb. 5 Sonnenuhr an der südlichen Aussenwand. Neufassung von 1997.

Foto: Eidg. Archiv für Denkmalpflege, Bern

Abb. 6 Siehe Farbteil Seite 136.

Abb. 7 Siehe Farbteil Seite 136.

retten liess. Die Kantonale Denkmalpflege setzte sich deshalb für die Konservierung und Sicherung des Wandgemäldes ein. Dazu musste es von der Wand abgelöst, der Untergrund saniert und anschliessend wieder angebracht werden. Zur besseren Lesbarkeit erfolgte schliesslich eine Restaurierung, die die bestehenden Lücken schloss, immer unter der Voraussetzung, dass die Eingriffe bei genauerem Hinsehen nachvollziehbar blieben.

Sonnenuhr: Nicht mehr zu retten war hingegen die Sonnenuhr auf der Südseite. Von dieser wurde in vereinfachender Anlehnung an das Original eine neue Fassung erstellt.

Wandmalereien hinter dem Täfer: Nachdem das Wandtäfer im Innern entfernt worden war, kamen zwei ältere, historische Verputzschichten zum Vorschein. Auf dem jüngeren Kalkmörtel waren Malschichten mit verschiedenen Inschriften, Rötelzeichnungen, Daten und Wappen auszumachen. Eine ältere Verputzschicht, die wohl aus der Entstehungszeit der Kapelle stammt, enthielt Reste einer einstigen Ausmalung. Denkmalpflege und Bauherrschaft beschlossen, die jüngere Verputz- und Malschicht, die kaum mehr zu erhalten war, zu dokumentieren und anschliessend aufzugeben. Der älteste Verputz mit den Farbresten wurde jedoch gesichert und konserviert, bevor er wieder mit dem nun hinterlüfteten Täfer zugedeckt wurde.

Wandmalereien des frühen 16. Jahrhunderts: Bereits im Jahr 1907 wurden Fragmente von äusserst wertvollen Wandmalereien vor allem eines Apostelzyklus aus dem frühen 16. Jahrhundert im Schiff freigelegt und mittels zahlreichen farbigen Pausen dokumentiert. Diese Dokumente kamen dann in das Eidgenössische Archiv für Denkmalpflege in Bern, wo sie noch greifbar waren. Die Reste der Originale wurden anschliessend mit abnehmbaren Holzverschalungen zugedeckt, was sich in der Folge als äusserst nachteilig erwies. Wie sich anlässlich der jüngsten Restaurierung der Kapelle zeigte, drohte die Ablösung und der vollständige Verlust dieses wertvollen Kulturgutes. Um die Wandmalereien auch für die Zukunft zu erhalten, wurden die Abdeckungen entfernt und der Restbestand der Verputz- und Malschicht konserviert und gesichert. Von einer weitergehenden Restaurierung musste vorläufig aus Kostengründen abgesehen werden.

Stefan Blank/Samuel Rutishauser

Bauherrschaft:
Röm.-kath. Kirchgemeinde Balsthal
Architekt:
Widmer Wehrle Blaser, Solothurn
Restaurator:
Restaurierungsatelier Willy Arn AG, Lyss
Bundesexperte:
Dr. Andreas Arnold

Dornach, Siedlung «Neue Heimat»

Im südwestlichen Zipfel des Gemeindegebietes von Dornach liegt am Rande der Birstalebene das Apfelseequartier. Die 1895 gegründeten Metallwerke AG Dornach bauten hier im Laufe der Zeit verschiedene Wohnhäuser für Arbeiter und Angestellte ihres Werkes. So entstand 1948 unter dem Namen «Neue Heimat» eine Arbeitersiedlung mit sieben Doppeleinfamilienhäusern für Schweizer Rückwanderer aus den deutschen Ostgebieten. Die nach dem Zweiten Weltkrieg meist mittellos zurückgekehrten Auslandschweizer gaben den Behörden damals einige Probleme der sozialen Integration auf, obschon dank der sich positiv entwickelnden Wirtschaftslage viele in Industriebetrieben, wie den Metallwerken AG Dornach, eine Anstellung gefunden hatten. Nachdem ein grösseres Projekt auf genossenschaftlicher Basis mit 37 Wohnhäusern an der Finanzierung gescheitert war, wurde die Siedlung in reduzierter Form von der Firma selber realisiert.

Die sieben Doppeleinfamilienhäuser sind in zwei leicht geschwungenen Reihen angeordnet. Zwischen den schlicht gestalteten Baukörpern ist viel Freiraum für Pflanzgärten vorhanden. Die Stirnwände und das Erdgeschoss der unter einem flachen Satteldach zusammengefassten je zwei Wohneinheiten sind gemauert und hell verputzt, während das Obergeschoss und die stirnseitig angebauten Schöpfe mit Holz verschalt und blutrot gestrichen sind. Die Grundrisse und der Ausbaustandard der Häuser sind sehr einfach gehalten.

Mit ihrem anspruchslosen, aber konsequenten architektonischen Ausdruck ist die Siedlung «Neue Heimat» ein interessantes Beispiel des Siedlungsbaus nach dem Zweiten Weltkrieg. Um den Charakter der Siedlung auch unter einer veränderten Situation zu wahren, wurde die Siedlung 1994/95 mit einem Zonen- und Gestaltungsplan mit Sonderbauvorschriften durch die Einwohnergemeinde Dornach unter Schutz gestellt. Darin sind Ausbaumöglichkeiten und Gestaltungsrichtlinien festgehalten. So sollen die grosszügigen Gartenflächen in ihrer Struktur weiterhin erkennbar und erlebbar bleiben. In den letzten Jahren sind die insgesamt vierzehn Wohneinheiten der Metallwerke AG Dornach nun an Private, vorwiegend an die bisherigen Mieter, verkauft worden.

Nebst der Vergrösserung der Wohnungen durch die Integration der angebauten Schöpfe als zusätzliche Wohnfläche waren nun nach fünfzig Jahren verschiedene Unterhalts- und Sanierungsarbeiten fällig. Die Fassaden, Fenster und Fensterläden wurden wieder in den originalen Farbtönen gestrichen. Damit bleibt der Siedlungscharakter mit der besonderen Wohnqualität auch weiterhin gewahrt.

Markus Schmid

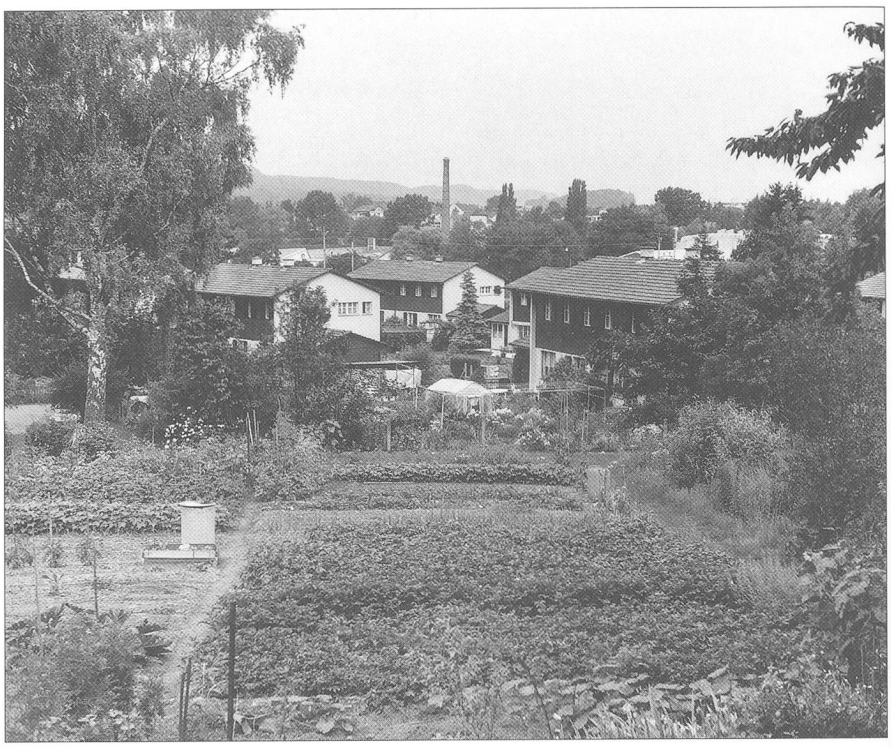


Abb. 1 Dornach, Siedlung «Neue Heimat», Gesamtansicht.

Abb. 2 Doppeleinfamilienhaus nach der Restaurierung 1997.

Literatur

Dorothee Huber, «Zeugen der Industriegeschichte, Die Werksiedlung Neue Heimat in Dornach-Apfelsee», in: Basler Magazin 37/1988.

Herbetswil, Pfarrkirche St. Johannes

Geschichte

Im Jahr 1891 errichtete der Architekt Wilhelm Keller im Oberdorf von Herbetswil die Pfarrkirche St. Johannes. Sie ersetzte eine aus dem 17. Jahrhundert stammende barocke Johannes-Kapelle, welche 1896 abgebrochen wurde. Keller verwendete den damals für Kirchenbauten üblichen Stil der Neugotik, vermischte diesen aber mit neuromanischen Stilelementen. Das Kirchenschiff erhielt die Form eines einfachen Rechtecksaals, und an den eingezogenen Chor wurden ein Turm und eine Sakristei angefügt. Der gesamte Bau wurde innen und aussen mit Lisenen und Bändern gegliedert. Aus der Bauzeit stammen die drei neugotischen Altäre von Alois Holenstein aus Wil SG, die Kanzel, ein Stationenzyklus und vermutlich auch die farbigen Glasfenster von Glasmaler Kühn aus Basel. Weitere Ausstattungsstücke – darunter der klassizistische Taufstein aus poliertem Solothurner Marmor – gelangten aus der abgebrochenen barocken Kapelle in die neue Kirche.

Renovation 1974/75

In den folgenden Jahrzehnten erfuhr die Kirche bis auf den Einzug der noch bestehenden Holzkassettendecke anstelle einer flachen Stuckdecke (um 1930) keine grösseren Veränderungen. 1974/75 wurde eine umfassende Innen- und Aussenrenovation vorgenommen. Dabei erhielten die Aussenfassaden ein neues, gelb-ockriges Putzkleid mit weissen Gliederungselementen. Der Grundputz wurde damals ausgebessert und mit einem gefärbten, kunststoffvergüteten Mörtel von durchschnittlich 2 bis 3 Millimeter Stärke überzogen. Die Sandsteinelemente wurden «abgeschliffen» oder ersetzt und mit Wasserglas behandelt und die Fenstergewände mit einem Dispersionsanstrich versehen. Eine bauphysikalisch ungeeignete Massnahme war auch der innere, hellgrau-weissliche Anstrich mit einer Dispersionsfarbe. Diese vollständig wasserdampfundurchlässige Behandlung der Innen- und der Aussenhaut stellte sich im Nachhinein als verhängnisvoll heraus, denn sie bildeten eine dichte, für die Mauerfeuchte undurchdringliche Haut, was zu Schäden führte. Zusätzlich trug der Einbau einer Heizung zu einem – insbesondere auch für die Orgel – ungünstigen Klima im Kircheninneren bei. Alle diese Massnahmen bewirkten schliesslich einschneidende Veränderungen im Feuchtigkeitshaushalt des Baukörpers. Auch die Behandlung des Sandsteins bewährte sich nicht, kam es doch zu Ablösungen der obersten Schicht. Bereits zwanzig Jahre später mussten deshalb erneut umfassende Restaurierungsarbeiten an die Hand genommen werden.

Foto: A. Falsst, Solothurn

Abb. 1 Herbetswil, Pfarrkirche St. Johannes, Äusseres nach der Restaurierung von 1974/75.

Orgelrestaurierung 1990–1993

Zuerst erfolgte die Restaurierung der aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammenden romantischen Orgel. Bauherrschaft und Denkmalpflege einigten sich auf eine Neukonzeption unter Übernahme wesentlicher Teile des Prospektes wie auch des eigentlichen Instrumentes. So wurden die Seitentürme und die Seitenwände restauriert und das Gehäuse durch einen Mittelturm und zwei Seitenfelder ergänzt. Ein beträchtlicher Teil der Pfeifen konnte wiederverwendet werden, einzelne Register mussten ersetzt werden. Damit konnte die stilistische und klangliche Eigenart des Instrumentes als romantische Orgel erhalten werden, die das einzige erhaltene Beispiel dieser Art im Thal darstellt.

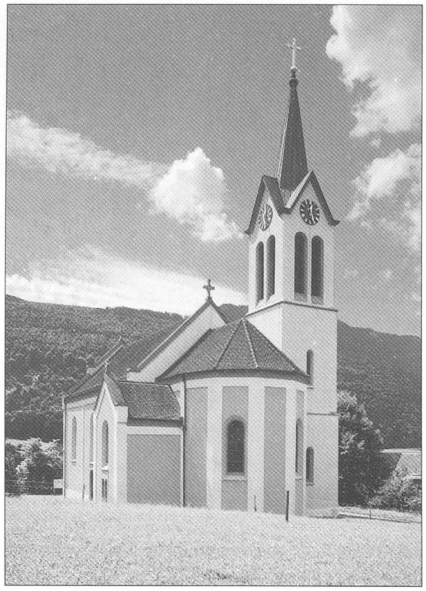


Abb. 2 Siehe Farbteil Seite 137.

Foto: A. Stouder, Solothurn

Abb. 3 Orgel vor der Restaurierung 1993.

Foto: Aurelio's Fotostudio, Münliswil

Abb. 4 Orgel nach der Restaurierung 1993.

Aussenrestaurierung 1995–1997

In den Jahren 1995–1997 fand eine umfassende Aussenrestaurierung der Pfarrkirche von Herbetswil in zwei Etappen statt. Das Hauptanliegen bestand darin, die bauphysikalisch ungeeigneten Vorkehrungen aus den 70er Jahren wieder rückgängig zu machen. Die wichtigste Massnahme bestand darin, eine Sickerleitung rund um das Bauwerk einzuziehen, um die Mauern vor aufsteigender Feuchtigkeit zu entlasten. Im Weiteren drängte sich auf, die oberste, kunststoffvergütete Verputzschicht zu entfernen und einen neuen, geeigneten Deckputz auf den noch intakten Grundputz aufzutragen. Dabei zeigte sich, dass auch das Erscheinungsbild der Kirche in den 70er Jahren eine vollständige Veränderung erfuhr. Ursprünglich war der Bau in einem gedämpften Rot als Grundton mit grauen Gliederungselementen gefasst, eine Farbigkeit, wie sie der Neugotik durchaus entsprach. Ausserdem zeigte sich, dass die Einfassungen der Putzfelder am Turm erst 1974/75 dazu kamen; ursprünglich war der Turm architektonisch ungegliedert und in einem einheitlichen Grauton gefasst. Ob das Glockengeschoss ursprünglich eine aufgemalte Steinquaderung besass, konnte anhand der wenigen noch vorhandenen Spuren nicht eindeutig nachgewiesen werden.

Aufgrund der Befunde beschlossen Architekt, Kirchgemeinde und Bauherrschaft, anlässlich der bevorstehenden Restaurierung die barockisierende Farbfassung der 70er Jahre aufzugeben und das ursprüngliche Erscheinungsbild der Kirche aus der Erbauungszeit in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts wiederherzustellen. Somit erscheint das Schiff heute wieder in einem gedämpften Rot des Verputzes zusammen mit dem Steingrau der vertikalen und horizontalen Gliederungselemente. Davon hebt sich der eigentliche, grünliche Sandstein des Portals, des Rundfensters und des Zwillingsfensters der Westfassade sowie der Gurtgesimse ab. Das Rot der beiden Nischen in der Westfassade lehnt sich ebenfalls an die ursprüngliche Fassung an und lässt die beiden Figuren besser zur Geltung kommen. Die Sandsteinelemente und die farbigen Fenster der Westrose wurden fachgerecht restauriert. Der Turm erhielt zudem sein einfaches, graues Verputzkleid zurück. Ob der Entschluss, auf die Quaderung im Glockengeschoss zu verzichten, richtig war, wird sich weisen.

Mit der jüngsten Restaurierung sind einerseits die technisch ungeeigneten Massnahmen der 70er Jahre rückgängig gemacht worden; andererseits hat die Pfarrkirche St. Johannes auch ihren einstigen Charakter eines neugotischen Bauwerks aus der Zeit des späten Historismus zurückerhalten. Die Farbgebung entspricht der damaligen Auffassung; ein deutliches stilistisches Merkmal sind neben dem damals oft verwendeten Rot die grau gehaltenen Lisenen und Bänder, die letztlich an die Gliederungselemente aus Sandstein mittelalterlicher, gotischer Vorbilder erinnern.

Samuel Rutishauser/Stefan Blank

Bauherrschaft:
Röm.-kath. Kirchgemeinde Herbetswil
Architekt:
Widmer Wehrle Blaser, Solothurn
Restauratoren:
Restaurierungsatelier Willy Arn AG, Lyss,
Gunter Frentzel, Solothurn
Orgelbau:
Roman Steiner, Fehren

Mariastein, Fassade der Klosterkirche

Geschichte des Klosters

Die Entstehung der Wallfahrt zu Unserer Lieben Frau in Mariastein geht zurück in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts. Damals ereignete sich die wundersame Errettung eines vom Berg gestürzten Knaben, und vermutlich wurde diesem Ereignis zu Ehren bereits kurz danach eine Kapelle «im Stein» errichtet. Schriftliche Erwähnung finden die Kapelle und ein «Bruoderhuss» jedoch erst im 15. Jahrhundert, nachdem sie einem Brand zum Opfer gefallen waren.

Der eigentliche Ursprung des Benediktinerklosters Mariastein liegt im solothurnischen Beinwil am Passwang. Nachdem dort um die Mitte des 16. Jahrhunderts das Kloster infolge kriegerischer und wirtschaftlicher Probleme eingegangen war, versuchten die Benediktiner im Jahr 1648 in Mariastein einen Neubeginn. Davon zeugt heute noch der Bau der Klosterkirche, welche in den Jahren 1648–1655 von Urs Altermatt in nachgotischen Formen errichtet wurde. Begünstigt durch die nach wie vor beliebte Wallfahrt verzeichnete das neugegründete Kloster einen raschen Aufschwung, der erst 1798 mit dem Zusammenbruch der Alten Eidgenossenschaft ein vorläufiges Ende fand. Schliesslich kehrten die Mönche 1802 wieder in den Konvent zurück, und in der Folge wurden die geplünderten und verwüsteten Gebäude schrittweise erneuert. So erhielt beispielsweise die Klosterkirche unter Abt Placidus Ackermann in den Jahren 1830–1834 eine neue Fassade, die heute zu den schönsten klassizistischen Beispielen in der Schweiz zählt. Bald geriet das Kloster jedoch erneut in Schwierigkeiten, die – unter Beibehaltung der Wallfahrt – 1874 zur Aufhebung des Konvents und zur Flucht der Mönche ins benachbarte Ausland führten. Fortan war in den Gebäuden eine Bezirksschule untergebracht, bis schliesslich 1971 aufgrund eines positiven Volksentscheides die rechtliche Anerkennung des Klosters erfolgte.

Fassade der Klosterkirche

In den Jahren 1830–1834 erteilte Abt Placidus Ackermann dem Vorarlberger Baumeister Johann Jakob Begele den Auftrag, der aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammenden Klosterkirche eine neue, klassizistische Schaufassade mit Vorhalle und Glockenturm vorzusetzen. Die Fassade gliedert sich in ein breitgelagertes, dreiteiliges Erdgeschoss mit drei Portalen, ein von geschweiften Mauern flankiertes Obergeschoss mit Zifferblatt sowie ein hohes Glockengeschoss mit einem markanten Dreieckgiebel, Girlandenschmuck und halbrunder Schallöffnung. Hauptsächliche horizontale und vertikale Gliederungselemente sind Gebälke, Doppelpilaster und Eck-Lisenen. Der teilweise aus rotem Buntsandstein gefertigte Fassadenschmuck besteht aus dem Auge Gottes über dem Hauptportal und den allegorischen Figuren von Glaube und Hoffnung über den Seitenportalen, klassizistischen Vasen mit Blumen und Früchten, kunstvoll gearbeiteten ionischen Kapitellen, Flammenurnen, Festons und dem Wappen des Abtes Placidius Ackermann im Giebel.

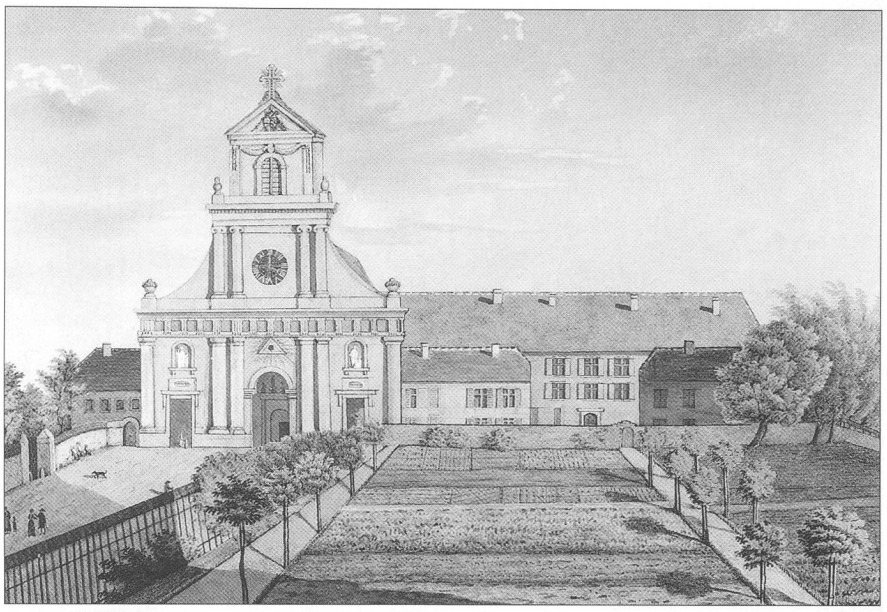


Abb. 1 Mariastein, Kloster, Westansicht, Vedute von David Schmid, um 1850, Stiftsarchiv Einsiedeln. Die Vedute zeigt deutlich, dass die roten Sandsteinteile farbig gefasst sind und somit auf der hellen Fassade nicht erkennbar sind.

Die Fassade der Klosterkirche Mariastein gilt als eine der hervorragendsten klassizistischen Beispielen ihrer Art in der Schweiz. Dieser Ruf und die Einstufung als Baudenkmal von nationaler Bedeutung sind einerseits sicherlich in der künstlerischen Qualität des Entwurfs und der handwerklichen Ausführung begründet. Andererseits aber ist die Bedeutung der Fassade nicht zuletzt auch im Umstand zu suchen, dass der Stil des Klassizismus in der Schweiz seine grösste Verbreitung auf dem Gebiet des Profanbaus fand und klassizistische Kirchenbauten eher selten waren.

Fassadenrestaurierung 1997

Letzte umfassende Restaurierung der Fassade fand in den Jahren 1972/73 statt. Damals wurde die steinsichtige Oberfläche belassen, so dass die roten Sandsteinquader mit den Schmuckelementen sichtbar blieben. Eine erneute Restaurierung hatte einerseits zum Ziel, technische Schäden (undichte Fugen und Abdeckungen, Risse) zu beheben. Andererseits ging es darum, sich nun auch Gedanken zur ästhetischen Gesamtwirkung der Fassade zu machen. Eine genauere Untersuchung der Steinoberflächen ergab eindeutige Hinweise: An den anscheinend um 1900 abgelaugten, roten Sandsteinquadern waren überall deutliche Farbspuren zu erkennen. Zudem erhielten sich insbesondere in witterungsgeschützen Bereichen der Gebälke auch auf dem Kalkstein Reste eines gelblichen Anstrichs. Daraus ergab sich die eindeutige Erkenntnis, dass die gesamte Fassade vorerst in einem hellen Beige-/Ockerton gestrichen wurde. In einem zweiten Arbeitsgang erhielten dann die Schmuckelemente eine zusätzliche, polychrome Fassung. Ausser den blauen Farbspuren an den Trauben und an der Fassadenuhr liessen sich allerdings keine weiteren eindeutigen Aussagen über die ursprüngliche Farbigkeit der einzelnen Schmuckelemente machen. Insbesondere fehlten Reste eines anzunehmenden Grüns für die Pflanzenmotive oder eines Rots im Wappenrelief. Nicht weiter untersucht wurden die 1972 weiss gefassten Figuren in den Nischen über den Seitenportalen.

Die Untersuchungen zeigten eindeutig, dass die klassizistische Fassade von 1830–1834 ursprünglich vollständig farbig gefasst war. Der rote Sandstein war demzufolge nicht sichtbar, was auch die Westansicht des Klosters Mariastein von David Schmid um 1850 bestätigt (Abb. 1). Der Sandstein wurde bloss wegen der einfacheren Behaubarkeit für die Schmuckelemente verwendet. Danach er-

Foto: Schwitter, Basel

Abb. 2 Fassade vor der Restaurierung von 1972/73. Die roten Sandsteinquader sind ungefasst und heben sich deutlich vom hellen Inzlinger Stein ab.

Abb. 3 Siehe Farbteil Seite 138.

folgte ein Anstrich der Quader im Fassadenton und eine farbige Fassung der Schmuckelemente. Allerdings fehlte ein eindeutiger Befund über die Farbigkeit der Schmuckelemente. Nach reiflicher Überlegung beschlossen die Bauherrschaft und die Kantonale Denkmalpflege, auf einen gesamten Fassadenanstrich zu verzichten, die Sandsteinpartien jedoch vorerst in den Steinton einzubinden. Da dieses Ergebnis nicht zu überzeugen vermochte, wurde der Entscheid gefasst, den Schmuckelementen eine neue, polychrome Fassung zu verleihen. Dabei stützte man sich auf das gesicherte Blau; die weiteren Farben (Grün, Rot, Gelb, Schwarz) sind nicht nach Befund, sondern aufgrund von Vergleichen mit ähnlichen Bauten aus dieser Zeitepoche verwendet worden.

Mit der jüngsten Restaurierung konnte das Erscheinungsbild der oft als Flickwerk verstandenen Fassade der Klosterkirche Mariastein korrigiert werden. Ihre klar und scharf gegliederte Architektur erscheint nun in einem einheitlichen Steinton, der der einstigen Fassung im Beige-/Ockerton sehr nahe kommt. Einen mehr spielerischen Gegenpol zur strengen Architektur bilden die farbig gefassten Schmuckelemente. Mit der getroffenen Lösung hat die hervorragende, klassizistische Schaufront nun ihren einstigen Charakter, wie er der Entstehungszeit entspricht, wieder zurückerhalten.

Neugestaltung des Klosterplatzes

Im Zusammenhang mit der Fassadenrestaurierung nahm die Klostergemeinschaft auch die schon seit langer Zeit diskutierte Frage der Neugestaltung des Klosterplatzes wieder auf. Aus den eingereichten drei Projekten kam schliesslich der Vorschlag von Ludwig Stocker aus Basel zur Ausführung.

Der Platz versteht sich – ähnlich den Atrien bei den frühchristlichen und frühmittelalterlichen Basiliken – sowohl als Ort der Besinnung, symbolisch und räumlich begrenzt durch zweimal sieben Säulen, als auch als Platz, der den weltlichen Bedürfnissen der Wallfahrer dienen soll: Eine hoffentlich bald überwachsene Pergola mit Sitzbänken wird dereinst dem müden Besucher ein paar Augenblicke der Erholung und Schutz vor der brennenden Sonne bieten. Klar abgegrenzt von diesem sakralen Vorbereich der Kirche ist nun der Klosterplatz, der einer Lösung des Verkehrs und der formalen Gestaltung noch harrt.

Eine biblische Erklärung der Platzanlage gibt Abt Lukas vom Kloster Mariastein: «Wer jetzt den neuen Vorplatz betritt, findet zu seiner Rechten sieben Säulen, die die sieben Freuden und die sieben Schmerzen Mariens symbolisieren; sie sind dementsprechend angeschrieben. Auf der anderen Seite weisen die Säulen auf die sieben Gaben des Heiligen Geistes hin. Dort, wo im Brunnen lebendiges Wasser sprudelt, ist symbolisch die Verkündigung an Maria dargestellt. Im Englischen Gruss beten wir: «Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft – angelus Domini nuntiavit Mariae –, und sie empfing vom Heiligen Geist.» Somit verbindet dieser Brunnen das Wirken des Heiligen Geistes in seinen Gaben mit den Freuden und Leiden Mariens, die sie mit ihrem Sohn Jesus durchlebte. Und in der Mitte symbolisiert das Kreuz mit der Rondelle für das Osterfeuer die Frucht des Wirkens des Gottesgeistes in Maria, Jesus Christus, Anfang und Ende, gestern und heute. Wenn wir den Platz betreten, werden wir in dieses Wirken Gottes, in sein Heilswirken, in seine Heilsgeschichte hineingenommen.»

Stefan Blank/Samuel Rutishauser

Bauherrschaft:
Kloster Mariastein, Mariastein
Architekt:
Gerster Architekten, Laufen
Restaurator:
Gregor Mahrer, Witterswil

Messen/Altes Schulhaus

Nach mehreren Jahren der Ungewissheit um die Zukunft des Alten Schulhauses konnte das Gebäude im Herzen von Messen in den Jahren 1996 und 1997 restauriert und wieder seiner ursprünglichen Bestimmung als Schulhaus zugeführt werden.

Das Alte Schulhaus ist für das Ortsbild von Messen von besonderer Bedeutung. Es ist Teil der historisch gewachsenen Struktur des Dorfes und bildet zusammen mit dem ersten Schulhaus von 1822 (heutiges Gemeindehaus) einen eigentlichen alten Schulbezirk, der zum Nahbereich der Kirche mit verschiedenen öffentlichen Bauten (Pfarrhaus, Pfarrscheune und Käserei) sowie den Gasthöfen «Sonne», «Löwen» und «Bären» gehört. Das Inventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz (ISOS) misst dem ländlich geprägten Ortsbild von Messen nationale Bedeutung zu.

Der Bau des Schulhauses hatte sich Ende des letzten Jahrhunderts aufgedrängt, um einerseits mehr Räumlichkeiten für die Primarschule, andererseits Schulzimmer für die 1895/96 gegründete Bezirksschule Messen zu erhalten. Nachdem das südlich des heutigen Gemeindehauses stehende Bauernhaus 1882 ein Raub der Flammen geworden war, kaufte die Einwohnergemeinde Messen das Areal im Jahre 1885, um darauf 1887/88 das neue Schulhaus zu errichten. Im Gegensatz zum abgebrannten Bauernhaus, das quer zur Strasse stand, wurde das neue Schulhaus parallel zum Räzlirain gestellt und in zeittypischer Art als zweigeschossige Fachwerkkonstruktion mit einem Satteldach erbaut.

Das Schulhaus ist von bemerkenswerter architektonischer Qualität. Der schlichte, gut proportionierte Baukörper weist mit dem vorstehenden Mittelrisalit und den laubsägeartigen Holzverzierungen im Trauf- und Ortbereich charakteristische Elemente des Baustils jener Zeit auf. Die klare innere Gliederung des Gebäudes in eine mittlere Erschliessungszone mit beidseits angeordneten Schulzimmern ist auch aussen deutlich ablesbar. Im Obergeschoss waren im nördlichen Gebäudeteil zwei kleinere Abwartswohnungen eingebaut. Zur Strasse hin und gegen Süden präsentierte sich das Gebäude ursprünglich mit einer Reihe kleiner, kugelförmiger Bäume, die nur knapp vor der Fassade standen.

Bereits um 1913 erfolgte eine Fassadensanierung, wobei das bisher ebenfalls in Riegkonstruktion sichtbare Erdgeschoss mit einem Besenwurfverputz versehen wurde, wohl um witterungsbeständiger zu sein. Infolge Platzmangels zog die Schule 1968 in das neuerstellte Schulhaus «Bühl» um, und das Alte Schulhaus diente in der Folge bis 1990 als Kindergarten und Vereinslokal.

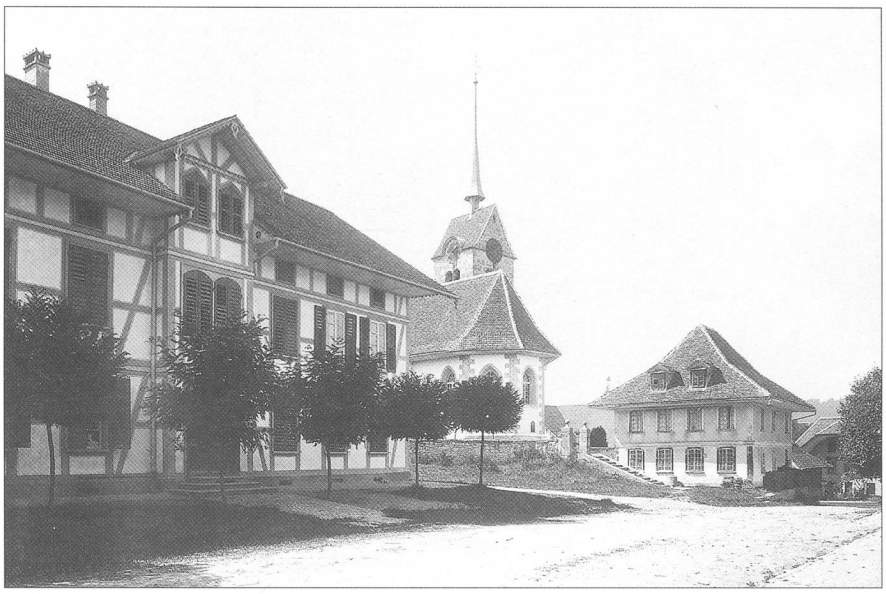


Foto: Rechstein

Abb. 1 Messen, Altes Schulhaus, Historische Aufnahme, um 1900.

Abb. 2 Das alte Schulhaus vor...

Aufgrund eines Ingenieurgutachtens, das dem 100-jährigen Schulhaus Baufälligkeit und statische Probleme zuschrieb, beschloss die Gemeindeversammlung 1988 mit grossem Mehr, das Gebäude abzubrechen. Das 1989 eingereichte Abbruchgesuch machte die Kantonale Denkmalpflege auf den drohenden Verlust aufmerksam. Zusammen mit dem Gemeinderat von Messen wurde beschlossen, den Abbruch zu sistieren und eine Nutzungsstudie mit Kostenschätzung zu erarbeiten, um genauere Hinweise über den baulichen Zustand, mögliche Nutzungen und die entsprechenden Kostenfolgen zu erhalten. Die 1990 erstellte Studie zeigte, dass eine Restaurierung sowie allfällige Umnutzung sinnvoll und verhältnismässig wäre und ein Abbruch eine massgebliche Beeinträchtigung des Ortsbildes zur Folge hätte. Vorläufig fehlte aber eine geeignete Nutzung. Mit der 1995 vorliegenden Schulkreisplanung Bucheggberg, welche Messen im Sinne einer Übergangslösung kurz- und mittelfristig als

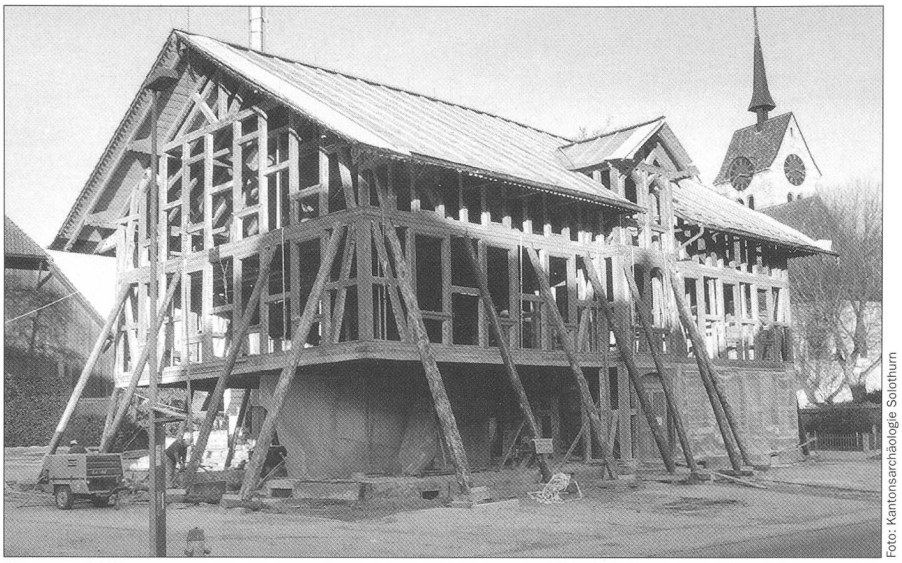


Foto: Kantonsarchäologie Solothurn

Abb. 3 ... während ...

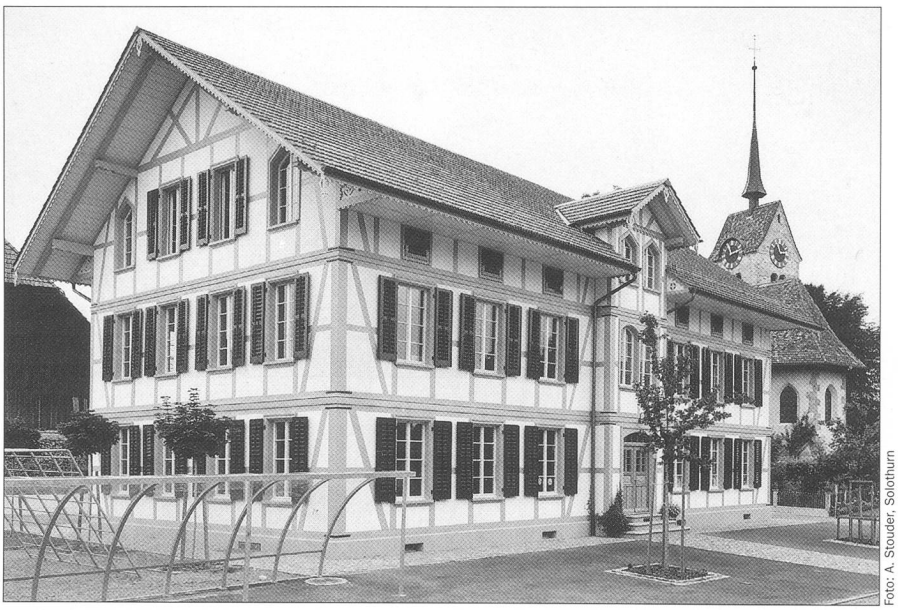


Foto: A. Stouder, Solothurn

Abb. 4 ... und nach der Restaurierung von 1996/97.

Schulort für die Oberstufe vorsah, entstand in Messen der Bedarf an vier zusätzlichen Schulzimmern. Damit bot sich die einmalige Gelegenheit, das alte Schulhaus zu restaurieren und – mindestens in den nächsten Jahren – wieder als Schulhaus zu verwenden.

Die Realisierung der Schulzimmer im Alten Schulhaus hat gegenüber anderen Lösungen (zum Beispiel Schulpavillon) den grossen Vorteil, dass direkt im Zentrum des Dorfes öffentliche Räume zur Verfügung stehen, die auch nach einer allfälligen Konzentration der Oberstufe in Schnottwil genutzt werden können und so den Bedürfnissen der Gemeinde besser entsprechen. Dank Beiträgen der Kantonalen Denkmalpflege und des Bundesamtes für Kultur wurde die Restaurierung des alten Schulhauses für die Gemeinde finanziell tragbar.

Die Restaurierungsarbeiten erfolgten sorgfältig und unter bestmöglicher Berücksichtigung der alten Bausubstanz. Die Riegkonstruktion musste im Erdgeschoss weitgehend erneuert werden, während sie im Obergeschoss und im Dachstock zusammen mit der Dachkonstruktion in einem sehr guten Zustand war. Wie ursprünglich vorhanden, wurde das Erdgeschoss wieder als sichtbare Riegkonstruktion erstellt.

Bis anhin war das Schulhaus nur zur Hälfte mit zwei gewölbten Räumen unterkellert. Im Zusammenhang mit der Unterkellerung des übrigen Gebäudes wurde von der Kantonsarchäologie eine archäologische Grabung durchgeführt, welche interessante Funde erbrachte (siehe Grabungsbericht der Archäologie, S. 58–83).

Eine besondere Knacknuss bot die Suche nach einer geeigneten Anordnung der Nebenräume. Mit der Verlegung der WC-Anlagen in den Keller gelang es, die Garderoben

Foto: A. Stouder, Solothurn

Abb. 5 Fassadendetails mit laubsägeartigen Verzierungen.

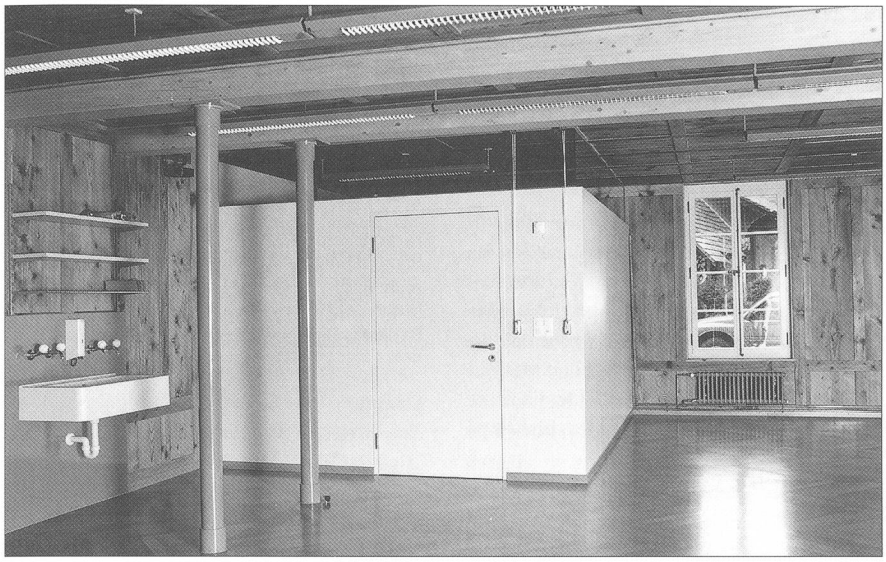


Foto: A. Stouder, Solothurn

Abb. 6 Eine der in die Schulräume hineingestellten, modern gestalteten Boxen für die Garderoben und Nebenräume.

Foto: A. Stouder, Solothurn

Abb. 7 Treppenhaus nach der Restaurierung von 1996/97.

Foto: A. Stouder, Solothurn

Abb. 8 Ein Schulzimmer nach der Restaurierung ohne...

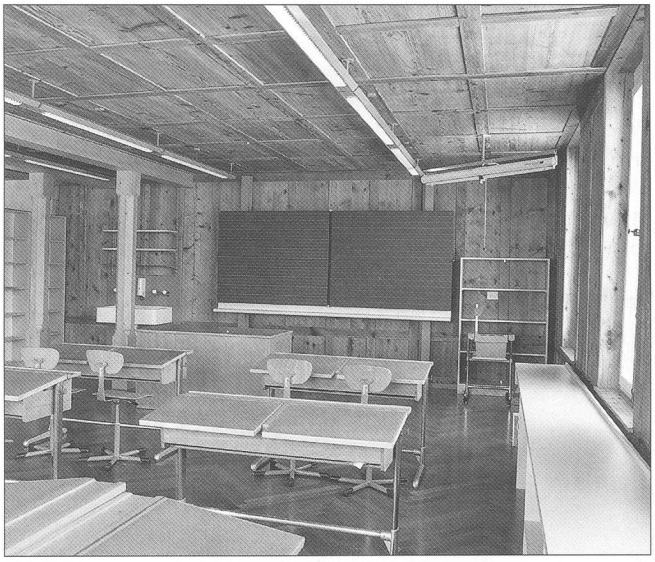


Foto: A. Stouder, Solothurn

Abb. 9 ...und mit Möblierung.

Foto: A. Stouder, Solothurn

Abb. 10 Der zum Mehrzweckraum umgestaltete Dachstock.

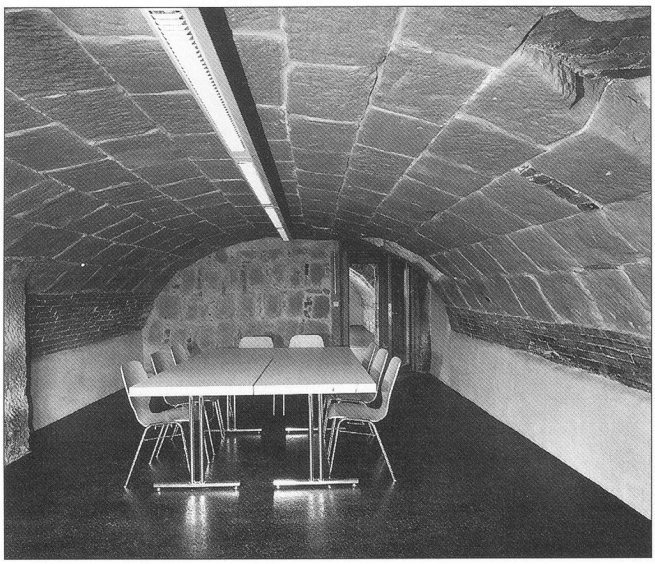


Foto: A. Stouder, Solothurn

Abb. 11 Die Gewölbekeller dienen heute als Sitzungszimmer.

und Nebenräume so zu verkleinern, dass sie als bewusst modern gestaltete Boxen in die Schulräume gestellt werden konnten und trotzdem der besondere Charakter der Schulräume mit ihrer dreiseitigen Belichtung erhalten blieb.
In den Schulzimmern wurde das bestehende System der Tragkonstruktion mit den beiden Unterzügen und den Stützen übernommen, musste aus statischen Gründen jedoch mit neuen, verleimten und etwas stärker dimensionierten Trägern ausgeführt werden. Die Stützen stehen nicht mehr mitten im Raum, sondern beidseitig mit einem Abstand von 1,50 Meter von den Wänden, um eine bessere Raumnutzung zu ermöglichen. Trotzdem: Wo gibt es heute noch Schulräume mit dem sprichwörtlichen Platz «hinter der Säule»?
In den drei bisherigen Schulzimmern wurde das Wand- und das Deckentäfer sorgfältig ausgebaut und nach der Isolation der Aussenwände wieder angebracht. Zusammen mit dem neuen Eichenparkettboden mit Fischgratmuster sind die Räume wieder wie vorher vollständig mit Holz ausgekleidet. Anstelle der beiden Kleinwohnungen im nördlichen Teil des Obergeschosses wurde ein zusätzliches Schulzimmer eingerichtet, das mit hell gestrichenen Platten verkleidet ist. Eine besondere Attraktivität hat der bisherige Dachstock erhalten, der zum Mehrzweckraum ausgebaut wurde. Die alte Dachkonstruktion bildet zusammen mit der hell gestrichenen Verkleidung der Wände und Decken und dem Linoleumboden ein gelungenes Ganzes. *Markus Schmid*

Nutzungsstudie:
Erich Senn, dipl. Architekt ETH/SIA, Grenchen
Architekt:
Heinz Iseli, Messen
Baukommission altes Schulhaus, Präsident:
Ernst Moser, Messen

Literatur
Vgl. Bericht der Archäologie

Mümliswil-Ramiswil, Mühle

Die an der Passwangstrasse gelegene, malerisch in die Landschaft eingebettete Mühle Ramiswil ist mit ihren 400 Jahren und der imposanten Giebelfassade mit den einfachen, kraftvollen Malereien ein besonderes Gebäude. Die mit einer Turbine betriebene Mahleinrichtung ist noch vollständig erhalten.

Geschichte

1585 richtete Hans Gasser bei seinem Hof Dub in Ramiswil eine Mühle ein. Gegen den Willen des damaligen Müllers von Mümliswil wurde Hans Gasser von der Regierung 1595 erlaubt, am heutigen Standort im Talboden unterhalb von Ramiswil eine neue Mühle zu erbauen. Wie die Datierungen des Dachstuhles und eines Fenstersturzes zeigen, wurde die Mühle daraufhin im Jahre 1596 errichtet. Während mehr als 100 Jahren blieb das Gebäude dann im Eigentum der Familie Gasser. 1706 ging die Mühle ins Eigentum der Familie Altermatt über. Noch heute erinnert die Bezeichnung «Altermatthof» für das nördlich der Mühle stehende Bauernhaus mit dem dazugehörenden Wohnstock an diese Zeit. 1764 erwarb Johannes Kofmehl die Mühle. 1778 bat dieser den Vogt zu Falkenstein um Bauholz, da sein Haus bis auf die Mauern eingestürzt war. Offenbar war die Mühle zu dieser Zeit in einem schlechten Zustand und warf auch keinen grossen Ertrag ab, denn 1810 und 1812 musste sie gleich zweimal kurz hintereinander versteigert werden. Die Mühle ging zuerst von Urs Kofmehl an den Bruder Ulrich Kofmehl und dann 1812 für 8250 Gulden an den Schwager Johann Jakob Häfeli. Bis zur Übernahme der Mühle durch die Einwohnergemeinde Mümliswil

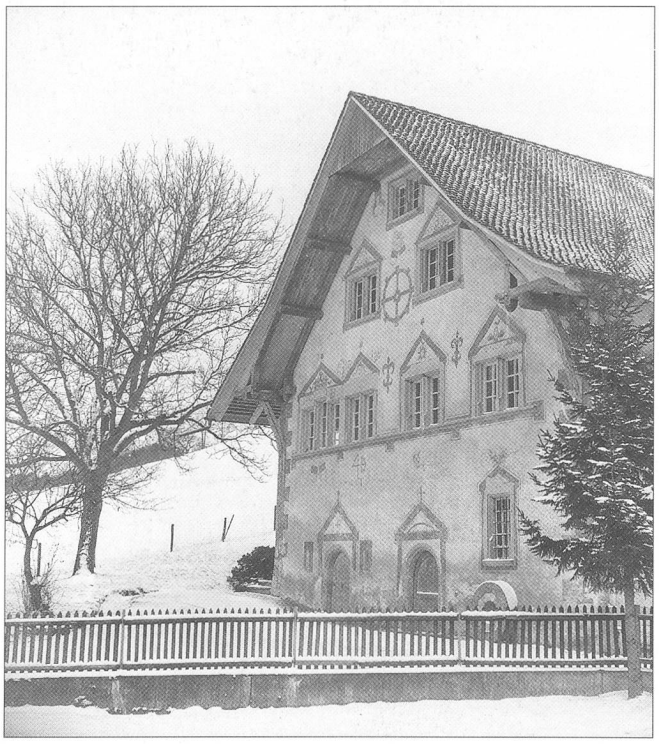


Abb. 1 Mümliswil-Ramiswil, Mühle, nach der Dachrestaurierung 1997.

Abb. 2 Dachuntersicht mit erneuerten Aufschieblingen.

im Jahre 1990 blieb sie über fünf Generationen im Besitze der Familie Häfeli. Der letzte Ramiswiler Müller, Otto Häfeli-Tschumi, begann nach der Lehre in der Klostermühle Einsiedeln 1917 als Müllerbursche im väterlichen Betrieb und übernahm diesen 1929. Bis 1990 arbeitete er noch regelmässig in der Mühle.

Nachdem 1917 die Welle des bisherigen Wasserrades wegen Vereisung gebrochen war und sich eine Reparatur nicht mehr lohnte, wurde als Antrieb eine Francis-Turbine eingebaut, die ab 1924 durch einen Elektromotor zur Ausgleichung der Geschwindigkeit ergänzt wurde. Die Mahleinrichtungen wurden laufend verbessert und automatisiert. Während der Kriegs- und Nachkriegsjahre lief die Mühle auf Hochtouren, und jährlich wurden bis zu 150 Tonnen Getreide zu Backmehl gemahlen. In den letzten Jahrzehnten nahm die Menge stark ab, wurde aber zum Teil durch das Zerkleinern von Futtermittel kompensiert. Anfänglich wurde die Kundschaft noch mit Ross und Wagen bedient, ab 1927 stand ein Lastwagen zur Verfügung, so dass der Kundenkreis das ganze Thal und bis ins Gäu umfasste.

Restaurierungen

In den Jahren 1953/54 erfolgte eine Aussenrestaurierung des Mühlegebäudes, wobei unter dem Verputz Malereien aus dem Erbauungsjahr 1596 zum Vorschein kamen. Die an die Renaissance erinnernden, kraftvoll und schlicht gehaltenen Verzierungen verleihen dem Gebäude einen besonderen Charme und wurden sorgfältig restauriert. Zudem wurden damals ein gotisch profiliertes Staffelfenster mit einer gewundenen Fenstersäule und das mit verzierten Bügen versehene Flugsparrenwerk freigelegt.

1990 konnte die Einwohnergemeinde Mümliswil mit einem Beitrag des Bundesamtes für Kultur die Mühle erwerben, um sie als lebendiges Museum der Nachwelt zu erhalten. Seit 1991 betreut der Verein Mühle Ramiswil im Auftrag der Einwohnergemeinde die Mühle und ihre Einrichtungen. Als erste Etappe der Restaurierungsarbeiten ist nun das Dach restauriert worden. Der mehrgeschossige Dachstuhl ist dabei wieder mit alten Biberschwanzziegeln eingedeckt worden.

Markus Schmid

Baumeisterarbeiten: P. Flury, Mümliswil
Zimmerarbeiten: J. Roth AG, Mümliswil
Dachdeckerarbeiten: O. Bäbi, Mümliswil

Literatur

Geschichtspatentarbeit von Marie-Louise Haefeli, 1975; Hanspeter Vögtli, «Der älteste aktive Müller der Schweiz», in: Solothurner Zeitung, 1986; Broschüre zum Jubiläumsfest 400 Jahre Mühle Ramiswil, 1996.

Olten, Martin-Disteli-Haus

Das Martin-Disteli-Haus bildet zusammen mit dem Restaurant «Zollhüsli» und der dahinterliegenden Gebäudezeile Bahnhofstrasse 6 / Aarburgerstrasse 1 und 3 den letzten Rest der alten Siedlung «Ennet der Aare». Mit dem städtebaulich gravierenden Abbruch des alten Winkels hat der Brückenkopf der Stadt Olten östlich der Aare viel an Gewicht eingebüsst. Umso erfreulicher ist es, dass das Martin-Disteli-Haus 1996/97 fachgerecht restauriert werden konnte und heute wieder gebührend zur Geltung kommt.

Geschichte

1784 erwarb Urs Martin Disteli, ein angesehener Bürger der Stadt Olten, das Land an der Landstrasse ausserhalb der Altstadt, um sich am Aareufer gegenüber der Altstadt einen herrschaftlichen Familiensitz im klassizistischen Stil mit zweigeschossiger Fassade und abgewalmtem Kreuzgiebeldach zu bauen. Diese Bauetappe ist noch heute in der Westfassade sehr schön ablesbar. Hier erblickte der berühmte zeitkritische Maler und Karikaturist Martin Disteli 1802 das Licht der Welt und erlebte in diesem prunkvollen Vaterhaus seine Jugendzeit. Urs Martin Disteli war Baumwollfabrikant und Liegenschaftenhändler und in der Helvetik politisch sehr engagiert. 1829 geriet er in Konkurs, verlor alle materiellen Güter und musste in das südlich des Herrenhauses stehende Strohdachhaus umziehen.

Foto: A. Stouder, Solothurn

Abb. 1 Olten, Martin-Disteli-Haus, nach der Restaurierung 1997.

Foto: A. Stouder, Solothurn

Abb. 2 Eckzimmer im 1. Obergeschoss.

Das Haus wurde von Bernhard Munzinger, Amtschreiber in Olten und Gründer der Ersparniskasse Olten, erworben und ging 1832 an seinen Sohn Viktor über. Viktor Munzinger war Gerichtspräsident und Vater des späteren Regierungs- und Ständerates Oskar Munzinger. Nach dem Tode von Viktor Munzinger im Jahre 1853 verkaufte die Familie Munzinger die Liegenschaft an den Begründer der Oltner Schuhindustrie, Josef Strub-Glutz. Dieser wollte das Wohnhaus auch als Geschäftshaus und Atelier zur Arbeitsvorbereitung nutzen. Wohl in diesem Zusammenhang erhielt der Herrschaftssitz in den 1850er Jahren sein heutiges Erscheinungsbild. Das bisherige Dachgeschoss wurde zu einem vollen Geschoss ausgebaut, das Haus gegen Osten erweitert und über dem ganzen Gebäude wurde ein neues Walmdach erstellt. Der profilierte ursprüngliche Fassadenabschluss über dem Obergeschoss blieb in der Westfassade bestehen.

1874 siedelte der Betrieb in die neue Schuhfabrik Strub und Glutz an der Solothurnerstrasse über, und das Haus an der Aarburgerstrasse 7 diente in der Folge den Direktoren Josef Strub und seinem Sohn Albert als Wohnhaus. Albert Strub erweiterte das Gebäude Anfang des 20. Jahrhunderts mit der rückwärtigen Laube unter einem Quergiebeldach. 1934 erwarb Dr. med. Adolf Belser die Liegenschaft und richtete im Erdgeschoss eine Arztpraxis ein.

Nachdem die Umgebung des Martin-Disteli-Hauses mit dem Bau der Eisenbahn sowie dem Brand des südlich stehenden Strohdachhauses und der Erstellung einer neuen Gebäudezeile parallel zur Aarburgerstrasse bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einige Veränderungen erfahren hatte, wandelte sich das Umfeld des ehemaligen Herrenhauses in den letzten Jahrzehnten nochmals tiefgreifend. Ende der 50er Jahre erfolgte eine Verbreiterung der Aarburgerstrasse, wodurch der ursprünglich grosszügige Vorgarten auf eine kümmerliche Treppenanlage reduziert und dadurch das Erscheinungsbild des Anwesens deutlich gemindert wurde. 1967 wurde mit einem speziellen Teilbebauungsplan im Garten zwischen Eisenbahnlinie und Aarburgerstrasse ein 11-geschossiges Hochhaus geplant. Diese Planung wurde glücklicherweise aber nie realisiert. Nachdem um 1980 verschiedene Bemühungen der Erbengemeinschaft Belser, die Liegenschaft zu verkaufen, erfolglos verliefen, erwarb 1989 die Aare-Tessin AG für Elektrizität (Atel) das Gebäude. 1990 wurde die um 1875 erbaute Häuserzeile südlich des Disteli-Hauses abgebrochen und samt dem sehr reizvollen angrenzenden Obstgarten durch einen Parkplatz ersetzt. Damit ist die gewachsene Umgebung des Disteli-Hauses ein weiteres Mal stark beeinträchtigt worden.

Im Rahmen des 150. Gedenktages an den Tod des Malers Martin Disteli und aus Anlass des 100-Jahr-Jubiläums schenkte die Atel das Disteli-Geburtshaus 1994 der Stadt Olten mit dem Ziel, darin ein Begegnungszentrum einzurichten.

Restaurierung

Da das Haus stark dem Verkehr ausgesetzt ist und in den letzten Jahren nur noch im minimalen Rahmen unterhalten wurde, waren zum Teil dringende Sanierungsarbeiten nötig geworden. Die gewachsene Struktur des Gebäudes mit den verschiedenen Ausbauetappen wurde bei der Restaurierung als Teil der Geschichte des Hauses beibehalten. In den Fassaden waren die aus Natursteinen gefertigten Eckquadrierungen und das Gurtgesims mit dem Balkon an der exponierten Strassenseite in einem sehr schlechten Zustand und mussten sorgfältig saniert und ergänzt werden. Das Dach wurde neu mit Biberschwanzziegeln eingedeckt. Nebst der Erneuerung sämtlicher technischer Installationen waren im Innern einige statische Sicherungen nötig. Verschiedene Räume konnten mit ihrer schlichten und aus verschiedenen Zeiten stammenden Ausstattung mit schönen Parkettböden, Knietäfer, Kachelöfen und Stuckdecken erhalten und restauriert werden.

Das Martin-Disteli-Haus ist heute Sitz der Stiftung «Kunst des 19. Jahrhunderts» sowie der Wirtschaftsförderung und verfügt zudem über mehrere Sitzungszimmer und eine Wohnung.

Markus Schmid

Architekt:
Peter Schibli, Architekt, Olten
(Mitarbeit Urs Planzer)
Stadtbauamt Olten,
Herren Adrian Balz und Roland Hofmann

Literatur

Stellungnahme von Claus Niederberger zur baugeschichtlichen Entwicklung, zum baulichen Zustand und zum städtebaulichen Situationswert, 1978; Martin Eduard Fischer, Olten, «Werden und Wachsen einer Kleinstadt», Walter-Verlag, 1987; «Olten, Vom Untertanenstädtchen zum Wirtschaftspol», Einwohnergemeinde Olten, 1991.

Rodersdorf, Biederthalstrasse 18

Der Bauernhof Schaad mit dem freistehenden Wohnhaus und dem rückwärtig angeordneten Ökonomiegebäude ist Teil einer sehr malerischen Baugruppe im Ortskern von Rodersdorf, welcher gemäss dem Inventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz (ISOS) von nationaler Bedeutung ist. Das Wohnhaus ist auf dem Türsturz mit den Jahreszahlen 1703 und 1800 datiert und mit den Initialen des Erbauers Hieronymus Altermatt versehen. Über dem Türsturz ist ein Engelskopf aus Stein eingemauert und mit muschelartigen Ornamenten versehen. Auf der Rückseite des Wohnhauses war im ersten Stock ursprünglich ein Aussenbackofen vorhanden, der aber vor einigen Jahrzehnten entfernt wurde.

Abb. 1 Engelskopf über der Haustüre.

Abb. 2 Rodersdorf, Biederthalstrasse 18, Wohnhaus vor ...

Nachdem vor zehn Jahren das Ökonomiegebäude neu eingedeckt und vor einigen Jahren die Haustüre und die Umzäunung des vorgelagerten Bauerngartens erneuert worden sind, wurde nun im Zusammenhang mit dem Einbau von Zimmern im Dachgeschoss eine Aussenrestaurierung des Wohnhauses vorgenommen. Dabei wurde der Erhaltung des ursprünglichen Gebäudecharakters besondere Beachtung geschenkt. Um die Belichtung der Dachräume sicherzustellen, mussten in den Giebelfassaden neue Öffnungen geschaffen und die bestehenden Fenster gemäss den Auflagen der Gebäudeversicherung vergrössert werden. Die charakteristischen, giebelseitig sehr knappen Dachvorsprünge wurden übernommen. *Markus Schmid*

Abb. 3 ... und nach der Aussenrestaurierung 1997.

Architekt: Gerold Fischer, Röschenz

Literatur

Jahresbericht Denkmalpflege 1987

Rohr, Kapelle St. Ulrich

Einsam am alten Juraübergang der Schafmatt liegt das Bauerndörfchen Rohr mit der aus dem 17. Jahrhundert stammenden Kapelle St. Ulrich. Es handelt sich um ein ungegliedertes nachgotisches Landkirchlein mit Dachreiter und altem Vorzeichen. Zur Ausstattung des kargen Innenraumes gehören eine spätgotische Muttergottes, ein Kruzifix von 1668 und das Altarbild des hl. Ulrich vom ehemaligen Altar von 1706.
Fünfzig Jahre nach der letzten Restaurierung im Jahre 1946 drängte sich erneut eine Fassadenrestaurierung auf. Ausserdem wurde eine Holzschädlingsbekämpfung an der Holzkonstruktion, an den Kirchenbänken und am Vordach vorgenommen. *Stefan Blank*

Bauherrschaft: Einwohnergemeinde Rohr

Rohr, Kapelle St. Ulrich, nach der Restaurierung 1996.

Schönenwerd, Tiergartenstrasse 13

Geschichte

Das Hochstudhaus Tiergartenstrasse 13 steht an leichter Hanglage südwestlich ausserhalb des alten Dorfkerns von Schönenwerd. Es entstand in zwei hauptsächlichen Bauphasen. Der ältere Teil wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts als strohgedecktes Wohnhaus eines einfachen Lohnbauern errichtet (dendrochronologisch ermitteltes Fälldatum der Hölzer ist der Winter 1782/83). Er besteht aus einem Kranz aus mächtigen Eichenschwellen, darüber erhebt sich die Hochstudkonstruktion aus Fichtenholz. Als Besonderheit sind verschiedene Wände und eine Rauchhutte aus lehmverputztem Flechtwerk erhalten geblieben. Im 19. Jahrhundert wurde das Wohnhaus teilweise erneuert und durch den Anbau einer Scheune erweitert.
Der bäuerliche Haustyp des Hochstudhauses mit Strohdach war im schweizerischen Mittelland jahrhundertelang weit verbreitet und prägte das Erscheinungsbild zahlreicher Dörfer. Aus verschiedenen Gründen verschwand

Foto: A. Stouder, Solothurn

Abb. 1 Schönenwerd, Tiergartenstrasse 13, Äusseres nach der Restaurierung 1996/97.

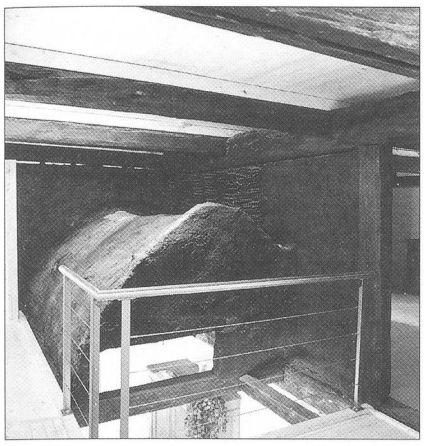


Abb. 2 Rauchhutte nach der Restaurierung 1996/97.

er aber seit dem frühen 20. Jahrhundert bis auf wenige Beispiele aus den Dorfbildern, so auch in Schönenwerd. Bald erkannte man hier aber, wie selten dieser Haustyp geworden war und stellte das Haus an der Tiergartenstrasse 1939 unter kantonalen Denkmalschutz. Trotzdem zerfiel es in den folgenden Jahrzehnten zunehmend, so dass 1992 das baufällige Gebäude vom Abbruch bedroht war. Aufgrund privater Initiative konnte der letzte Vertreter dieses Haustyps in Schönenwerd schliesslich fachgerecht restauriert, umgebaut und wieder genutzt werden.

Restaurierung

Die Restaurierung hatte zum Ziel, den historischen Bestand des älteren Hausteils – des eigentlichen Hochstudhauses – zu erhalten und teilweise in die ursprüngliche Gestalt zurückzuführen. Durch den Verzicht auf die Nutzung des Raumes über der Küche konnten der geflochtene und mit Lehm ausgestrichene Rauchfang sowie die ursprünglichen Räume mit Flechtwänden im Obergeschoss ebenfalls erhalten bleiben. Der später angebaute Teil (Scheune) wurde mit modernen Elementen zu erweiterten Wohnzwecken ausgebaut. *Stefan Blank*

Bauherrschaft: Elsbeth Schüttel, Schönenwerd
Architekt: Burch Architekten AG, Schönenwerd
Restaurator: Matthias Kaufmann, Solothurn

Selzach, Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt

Geschichte

An beherrschender Lage im Zentrum von Selzach steht eine der wenigen im Mauerbestand noch erhaltenen, spätgotischen Kirchen des Kantons Solothurn, die Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt. Der Turm, der älteste Bauteil des heutigen Gotteshauses, weist noch romanische Bauformen auf, stammt aber aus dem Jahr 1457. Das als einfacher, spätgotischer Saal konzipierte Kirchenschiff und der erhöhte, polygonal schliessende Chor wurden in den Jahren 1514–1559 errichtet. 1867/68 erfuhr die Kirche im Inneren eine grundlegende Umgestaltung: Um Platz für eine neue Orgel zu schaffen, wurde eine zweite Empore eingezogen und die Flachdecke durch eine Flachtonne ersetzt. Ausserdem erhielt die Kirche eine vollständig neue, dem damaligen Zeitgeschmack entsprechende Ausstattung im neugotischen Stil, zu der neben drei Altären mit Gemälden von Melchior Paul Deschwanden auch eine Kanzel, ein Taufstein, ein Beichtstuhl, neue Fenster sowie ornamentale Wandbemalungen gehörten.

Im Lauf des 20. Jahrhunderts wurde das zu geringe Fassungsvermögen der Kirche immer mehr zu einem Problem. Erstmals diskutierte man 1917 über eine Vergrösserung, und der bekannte Architekt August Hardegger wurde mit einer Planstudie beauftragt, welche allerdings keine konkreten Ergebnisse brachte. Im Jahr 1940 erfolgte die Unterschutzstellung des Kirchturmes durch den Kanton; Chor und Schiff erachtete man – unter der irrtümlichen Annahme, sie stammten von 1867 – hingegen als nicht schutzwürdig. Diese Unterlassung sollte sich später als be-

Foto: M Staub, Solothurn

Abb. 1 Selzach, Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt, Äusseres nach der Renovation von 1996.

Abb. 2 Innenraum vor der Renovation 1976/77.

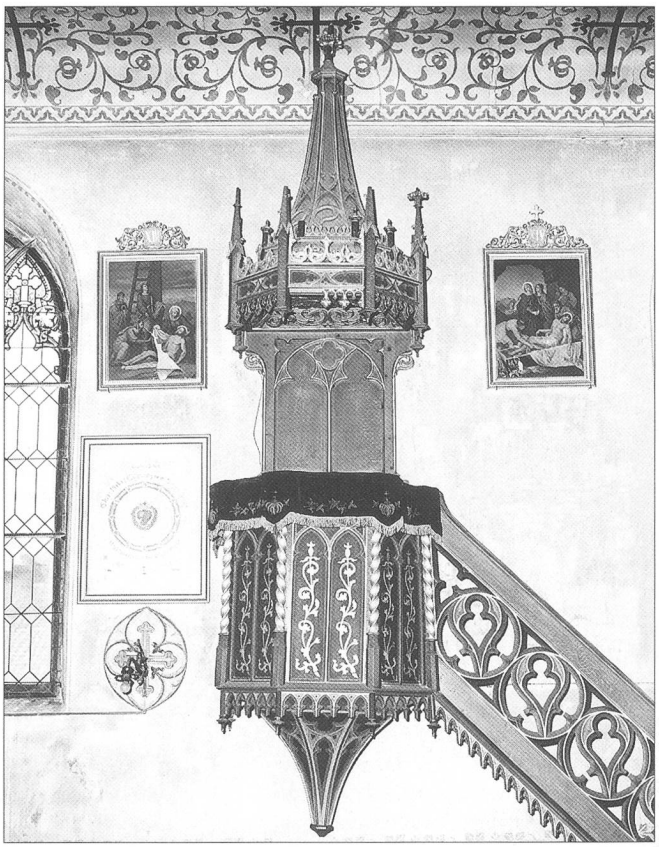


Foto: A. Faisst, Solothurn

Abb. 3 Neugotische Kanzel von 1867, bei der Renovation 1976/77 entfernt.

deutsam erweisen! In den späten 1950er Jahren befasste sich die Gemeinde angesichts der Platzprobleme nämlich erneut mit verschiedenen Umbau- und Neubauplänen. Diesmal nahm das Vorhaben konkrete Gestalt an in Form eines Projektes des Zürcher Architekten Fritz Metzger, der einen vergrösserten Neubau an gleicher Stelle vorsah, notabene unter Beibehaltung des unter Denkmalschutz stehenden Turmes. Obschon inzwischen das Alter und die kulturhistorische Bedeutung des Gotteshauses erkannt wurden, entschied sich 1961 die Gemeindeversammlung für den Abbruch der Kirche, da sie sich in einem baulich schlechten Zustand befand.

Weil das von Metzger ausgearbeitete Neubauprojekt nicht nur den Abbruch des bestehenden Gebäudes vorsah, sondern auch einen Teil des Friedhofareals beanspruchte, kam es wegen der notwendigen zahlreichen Exhumierungen in der Folge zu langwierigen Verhandlungen zwischen dem Kirchenrat und dem Regierungsrat. Erst am 28. Januar 1968 schliesslich beschloss der Regierungsrat, das Gesuch um Bewilligung der Exhumierungen abzulehnen. Gleichzeitig schlug er vor, für den geplanten Kirchenneubau einen anderen Standort zu suchen. Die Kirchgemeinde gab sich mit diesem Urteil nicht zufrieden und gelangte mit einer staatsrechtlichen Beschwerde an das Bundesgericht, welche am 24. Juni 1970 abgelehnt wurde. In der Zwischenzeit wurden von der Kantonalen Denkmalpflege, die sich vehement für die Erhaltung der bestehenden Kirche einsetzte, bei ausgewiesenen Fachleuten Gutachten in Auftrag gegeben, welche die Erhaltenswürdigkeit der Kirche untermauerten. Ausserdem setzten sich nun auch immer mehr Selzacher Bürger für ihr ehrwürdiges Gotteshaus ein, so dass schliesslich der Abbruchbeschluss von 1961 am 20. Juni 1966 aufgehoben wurde und im gleichen Jahr die Unterschutzstellung der gesamten Kirche erfolgen konnte.

Renovation 1976/77

Nun galt es, das vor dem Abbruch bewahrte Gotteshaus auch vor dem Zahn der Zeit zu retten und instand zu stellen. Wiederum stellten sich die Verhandlungen mit der Kirchgemeinde als schwierig und langwierig heraus, so dass schliesslich erst zehn Jahre nach der Unterschutzstellung mit der längst notwendigen Renovation begonnen werden konnte. Aus heutiger Sicht erfuhr dabei die qualitätvolle Ausstattung aus dem 19. Jahrhundert eine radikale Behandlung. Die Farbfassung des Innenraumes wurde vollständig entfernt und durch einen weissen Anstrich ersetzt. Die drei Altäre und andere Teile der Ausstattung wurden demontiert und ausgelagert, blieben aber mit Ausnahme der Kanzel bis heute mehr oder weniger gut erhalten. Diese Purifizierung des Kircheninnern, die aus heutiger denkmalpflegerischer Sicht sicherlich nicht mehr erwünscht wäre, riss die wenigen in der Kirche verbliebenen neugotischen Elemente – insbesondere das Gewölbe im Chor, der teilweise wiederverwendete Altar, der Taufstein, die beiden Seitenaltarbilder und der Leuchter – aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang heraus und beraubte sie ihrer Einbindung in die einheitliche Raumgestaltung des 19. Jahrhunderts.

Renovation 1996

Die 1996 in Angriff genommene Renovation der Kirche von Selzach entstand vor allem aus dem Bedürfnis, den unansehnlich gewordenen und radikal purifizierten Innenraum aus den 70er Jahren neu zu gestalten sowie das Äussere des Schiffes zu streichen. Neben der Sanierung des Gewölbes stand dabei der erneute Einzug einer Westempore für eine neue Orgel im Vordergrund. Hinzu kam eine neue Chorgestaltung, die einiges Kopfzerbrechen verursachte. Aus denkmalpflegerischer Sicht wäre es durchaus sinnvoll gewesen, die Chorarchitektur mit dem neugotischen Rippengewölbe und den hängenden Masswerken wieder mit der zeitgleichen

Foto: A. Falsst, Solothurn

Abb. 4 Innenraum nach der Renovation von 1976/77 im Zustand von 1995.

Foto: M Staub, Solothurn

Abb. 5 Innenraum nach der Renovation 1996.

Foto: M Staub, Solothurn

Abb. 6 Empore und Orgel nach der Renovation von 1996.

Ausstattung zu einer Einheit zusammenzufügen. Dies war jedoch nicht möglich, weil der Hauptaltar das 1977 gespendete Ostfenster von Max Brunner verdeckt hätte. Nach langer Diskussion einigten sich Kirchgemeinde und Denkmalpflege auf eine Kompromisslösung: Stipes und Mensa des neugotischen Altars finden sich zusammen mit dem Tabernakel nun wieder an der angestammten Stelle im Chorscheitel. Anstelle des gesamten Retabels sind der wertvolle Tabernakel zusammen mit der Kreuzigungsdarstellung und zwei Engeln auf dem Altar aufgestellt. Begleitet wird der Altar zudem von den beiden Heiligen Urs und Viktor in architektonischen Gehäusen, ebenfalls Elemente des Altarretabels aus dem 19. Jahrhundert. Die übrigen noch vorhandenen Teile der neugotischen Altäre sind für eine allfällige spätere Wiederverwendung sorgfältig aufbewahrt. Der Zelebrationsaltar und das Lesepult sind ersetzt und in modernen Formen neu gestaltet worden. Der spätgotische Blockaltar an der südlichen Stirnwand des Schiffes ist auch nach der Renovation sichtbar geblieben; auf der Nordseite ist ein entsprechender Altar rekonstruiert worden. Beide Seitenaltäre werden nun von spitzbogigen, ausgemalten Nischen aus der Zeit der neugotischen Ausstattung begleitet. In den Nischen befinden sich heute anstelle einer Maria und eines Herz Jesu zwei von Natascha Ortega-Porto geschaffene Figuren, die Maria und Josef darstellen. Weitere Elemente der Ausstattung aus dem 19. Jahrhundert sind erhalten geblieben, so der imposante Messingleuchter im Schiff, der mit einer Taufszene gekrönte Taufstein im Chor sowie das Hauptaltarbild von Melchior Paul Deschwanden als Wandbild gegenüber dem Kruzifix im Schiff.

Die zurückhaltende, neue Farbfassung des Innenraumes orientiert sich an der Chorarchitektur und der Teilausstattung aus dem 19. Jahrhundert. Sie hebt die Rippen, die hängenden Masswerke und die Dienste im Chor sowie die Gliederungselemente im Schiff von den Wänden ab. Zudem betont sie einzelne, neugotische Elemente wie die Basen und Kapitelle der Dienste oder die Apostelkreuze in ihrer ursprünglichen Farbigkeit. Ebenfalls an der Zeit des Historismus orientiert sich die Neugestaltung der Empore. Die Orgel hingegen spricht eine eigene Formensprache. Ein neues Element im Kirchenraum stellt zudem der Windfang beim Westeingang dar.

Die Renovation der Pfarrkirche von Selzach kann nicht als eigentliche Restaurierung im denkmalpflegerischen Sinn bezeichnet werden. Es ging darum, dem seiner Ausstattung und seiner Ausstrahlung weitgehend beraubten Innenraum wieder einen neuen, religiösen Ausdruck zu verleihen. Wenn es auch nicht möglich war, die qualitativ hochstehenden, neugotischen Altäre wieder aufzustellen, so gelang es doch mit einigen charakteristischen Elementen aus der Zeit des 19. Jahrhunderts der Kirche wieder einen Teil ihrer Geschichte zurückzugeben. Vielleicht wird eine nächste Generation die Rückführung der Kirche auf den Zustand des 19. Jahrhunderts konsequenter an die Hand nehmen. Am 8. Dezember 1996 fand die Weihe des renovierten Gotteshauses in Selzach statt.

Stefan Blank/Samuel Rutishauser

Bauherrschaft:
Röm.-kath. Kirchgemeinde Selzach
Architekt:
Norag AG A. Glutz, Lüterkofen (Hans Spielmann)
Restaurator:
Restaurierungsatelier Willy Arn AG, Lyss
Orgelbau:
Metzler Orgelbau AG, Dietikon

Solothurn, alte Apotheke aus dem Kloster St. Joseph

Die Denkmalpflege befasst sich auch immer wieder mit beweglichem Kulturgut, was aus den verschiedenen Berichten der vergangenen Jahre ersichtlich wird. 1997 beschäftigte uns ein grösserer Nachlass, das sogenannte «Antiquariat», das in einem Keller des 1964 neu errichteten Klosters St. Joseph eingelagert war. Eine der Nonnen hatte beim seinerzeitigen Abbruch des alten Klosters alles, was ihr wertvoll erschien, aufbewahren lassen. Nach ihrem Tod und mehr als dreissig Jahre später war das neue Kloster für die wenigen verbliebenen Nonnen zu gross geworden. Der Westflügel, der vorwiegend die Weberei, Nähateliers und im Keller eben das «Antiquariat» enthielt, wurde geräumt und einer italienischen Missionsgemeinschaft zur Verfügung gestellt. Die Frau Mutter des Klosters informierte uns über die Räumungsarbeiten. Es kam zu einem Augenschein, bei dem wir das Material sichteten.

Abb. 1 Die Apotheke an ihrem Standort 1997 vor der Zerlegung und dem Transport ins Historische Museum Blumenstein.

Eine Fundgrube

Das «Antiquariat» entpuppte sich als kunterbunte Ansammlung von Kuriositäten und kulturgeschichtlich bedeutsamen Gegenständen. Liturgisches Gerät, Reliquiare, Öl- und Petrollampen, Kerzenständer, Vasen, Gegenstände des täglichen Gebrauchs aus Haus und Garten, Bücher und Bilder waren hier wie in einer antiken Schatzkammer sorgfältig gestapelt. In grossen Kisten lagen Gipsmodelle, mit denen einst Krippenfiguren in Wachs gegossen wurden. Fertiggestellte Figuren aus Holz und Wachs, aber auch einzelne Teile von solchen und eine ganze Sammlung von Kleidern und Kleiderresten waren vorhanden. Sie erinnerten stark an die sogenannte «Ambassadorenkrippe» im Historischen Museum Blumenstein, die ebenfalls aus dem Kloster St. Joseph stammt. Da wir das Material zu würdigen wussten und gewisse Zusammenhänge erkannten, bat uns die Frau Mutter um unsere Mithilfe.

Weil die Kellerräume alle geräumt werden mussten und im übrigen Teil des Klosters nur beschränkt Platz für eine weitere Aufbewahrung vorhanden war, drängte sich vorerst eine Triage auf. Alle Gegenstände, die eng mit dem Sakralbereich des Klosters in Verbindung standen, wurden aussortiert und dafür ein neuer Aufbewahrungsort im Kloster selbst gesucht. Haushaltgegenstände gelangten entweder in einer Hilfsgütersendung nach Ungarn, wurden ans Freilichtmuseum Ballenberg vermittelt oder kamen als Schenkung ins Historische Museum Blumenstein, wenn ein eindeutiger solothurnischer Bezug auszumachen war oder wenn damit der dortige Sammlungsbestand ergänzt werden konnte. Eine Anzahl von Reliquiaren aus dem 18. und 19. Jahrhundert wurden in den Domschatz von St. Ursen gebracht.

Die alte Klosterapotheke

In einem separaten Kellerraum stand die alte Klosterapotheke. Nachdem zuerst ein Privater mit engen Beziehungen zum Kloster mit dem Gedanken spielte, diese Apotheke zu übernehmen und damit allenfalls ein eigenes Museum zu lancieren, schien es doch sinnvoller, dass auch dieser historische Klosterbestand ins Historische Museum Blumenstein gelangte. Die Klosterapotheke soll hier künftig einen attraktiven Teil der geplanten stadtgeschichtlichen Ausstellung bilden. Bei der sorgfältigen Demontage entpuppte sich der Möbelteil der Apotheke als ein Produkt mehrerer Umbauten. Man darf davon ausgehen, dass die Apotheke des St.-Josephs-Klosters ursprünglich ein ähnliches Aussehen hatte wie das bekanntere Beispiel der Spitalschwesterngemeinschaft in Solothurn. Ein kleines Modell in einer Vitrine, wahrscheinlich eine Klosterarbeit, das wir auf einer 1963 aufgenommenen Fotografie der Apotheke im Josephskloster entdeckten, war im Kloster auch noch vorhanden und konnte ebenfalls ins Museum Blumenstein vermittelt werden. Dank unseres Sondereinsatzes gelang es, das bedeutsame Kulturgut mit solothurnischem Bezug in öffentlichem Besitz zu erhalten und einen Abgang an Private abzuwenden.

Markus Hochstrasser

Foto: Ernst Zappa, Langendorf

Abb. 2 Solothurn, Apotheke im Kloster St. Joseph, Zustand 1963.

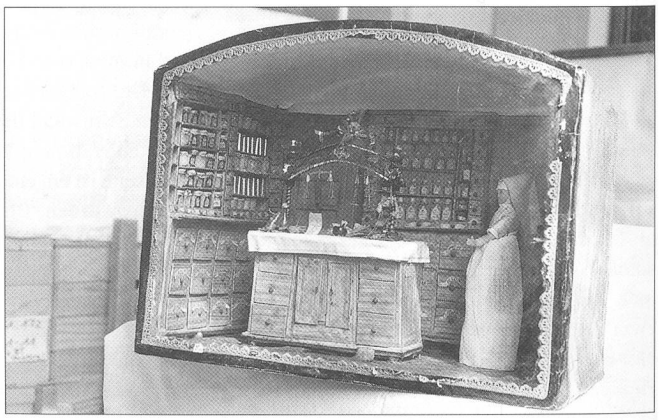


Abb. 3 Modell einer Klosterapotheke aus dem Kloster St. Joseph. Das Modell vermittelt einen Eindruck von der ursprünglichen Aufstellungsart, es handelt sich wahrscheinlich um eine Klosterarbeit.

Solothurn, Brunnen am Klosterplatz

Die Einwohnergemeinde ist Eigentümerin der meisten öffentlichen Brunnenanlagen in der Stadt. In den 1970er und 1980er Jahren sind die grossen Hauptbrunnen einer nach dem andern restauriert worden. 1997 erfolgte nun auch die Instandstellung des Klosterplatzbrunnens (Abb. 1). Anlass dazu bot ein enormer Wasserverlust als Folge einer nicht lokalisierbaren undichten Stelle im Becken.

Geschichte

Der Brunnen entstand in seiner heutigen Form 1828. Es handelt sich jedoch nicht um eine Neukonstruktion aus dieser Zeit. Das Becken diente zuvor dem Brunnen auf dem Marktplatz, wurde wegen seinen Dimensionen jedoch als Verkehrshindernis empfunden und darum auf den Klosterplatz versetzt. Hier stand zuvor ein bereits sekundär verwendeter, ebenfalls achteckiger Trog, der einst dem alten St.-Ursen-Brunnen vor der Kirche diente. Er befand sich nun aber in einem unreparablen Zustand und musste darum ersetzt werden (Abb. 2).

Abb. 1 Solothurn, Brunnen am Klosterplatz, nach der Restaurierung von 1997.

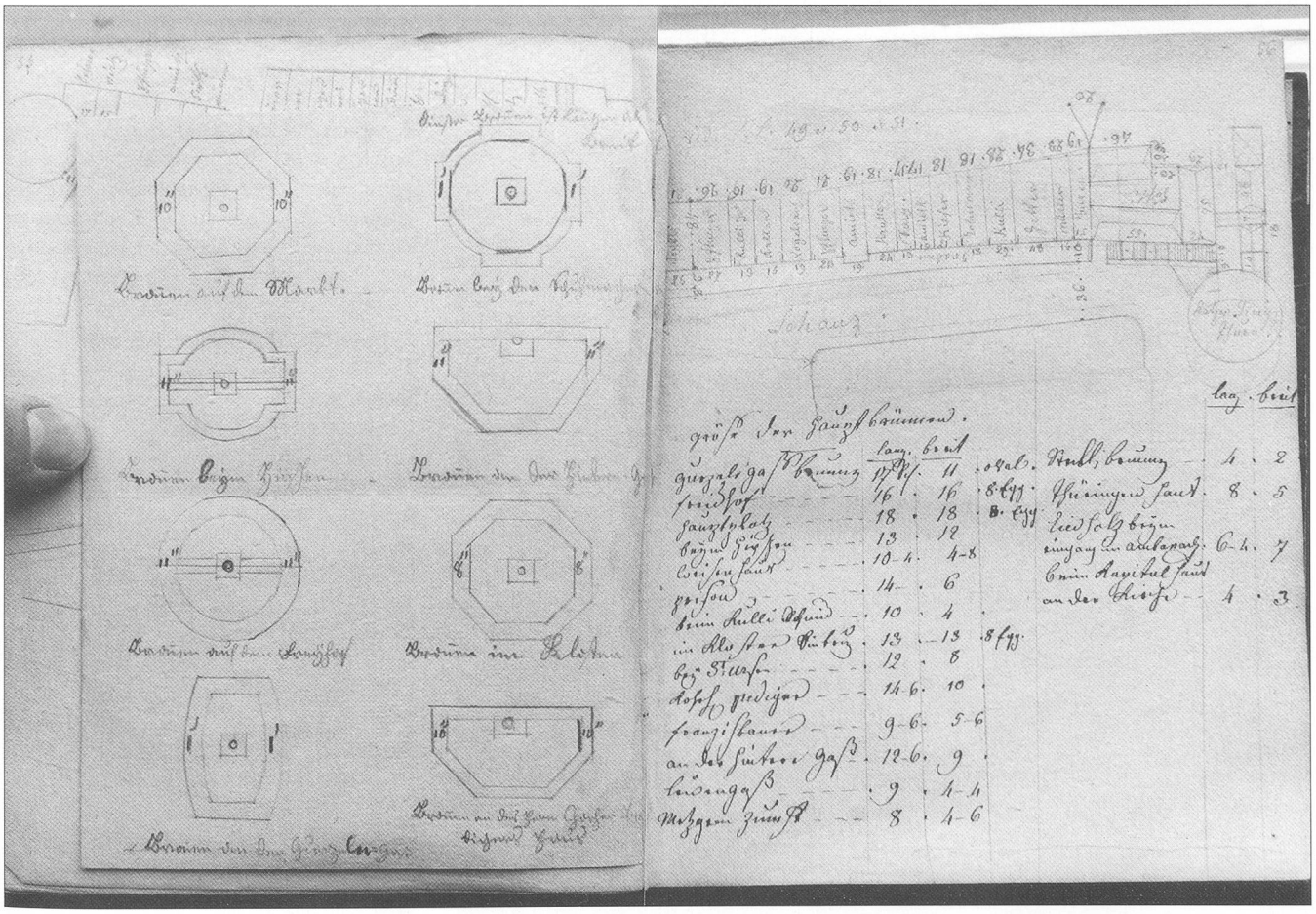


Abb. 2 Blick in das 1826/27 datierte Skizzenbuch von Johann Babtist Altermatt. Festgehalten sind hier die Grundrisse der Hauptbrunnen, zuoberst links der «Brunnen auf dem Markt». Wie die Massangaben auf der rechten Seite belegen, stimmen die Abmessungen von 18×18 Schuh (à 30 Zentimeter) exakt mit dem Becken überein, das heute am Klosterplatz steht. Die Masse des 1828 entfernten achteckigen Beckens «im Kloster» sind mit 13×13 Schuh aufgeführt.

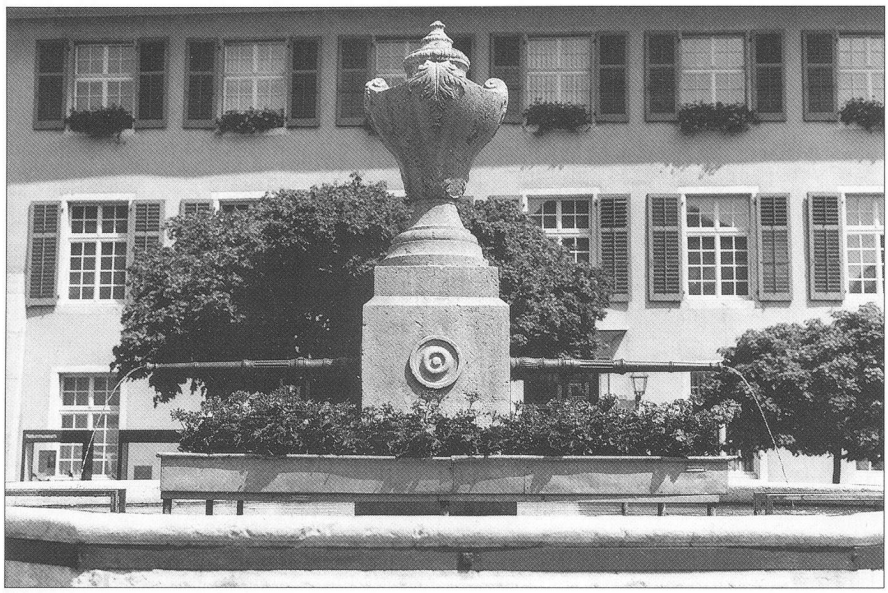


Abb. 3 Der Stock mit den beiden Wasserröhren und dem Vasenaufsatz, nach der Restaurierung von 1997.

Foto: Erwin Gressly, Solothurn

Abb. 4 Ausschnitt aus einer um 1890 entstandenen Fotografie. Fischmarkt am Klosterplatzbrunnen. Der Vasenaufsatz erscheint auffallend hell.

Abb. 5 Nach dem Entfernen des Betonbodens diskutiert der Denkmalpfleger mit dem Steinmetzen das weitere Vorgehen.

Das Becken vom alten Marktbrunnen (sein richtiger Name wäre Fischbrunnen) wurde entweder 1589 oder 1603/04 neu angefertigt. Es ist ein Plattentrog in der typischen Konstruktionsweise jener Zeit.

Der Brunnenstock und die Röhren sind 1828 neu angefertigt worden. Der Vasenaufsatz gibt einige Rätsel auf (Abb. 3). Auf einer frühen Fotografie des Brunnens erscheint nämlich der Aufsatz auffallend hell, so als ob er kurz zuvor erneuert worden wäre (Abb. 4). Es stellt sich somit die Frage nach der Datierung dieses Zierelementes, die wir hier im Interesse künftiger Forschungen offen lassen wollen.

Restaurierung

In einem ersten Schritt entfernte man am Beckenboden einen rund 10 Zentimeter starken Betonguss. Dabei kamen die alten Bodenplatten zum Vorschein. Sie bestehen aus 25–30 Zentimeter starken Kalksteinplatten, die an ihren Stossstellen überfälzt sind (Abb. 5).

Die Platten laufen unter den in sie hineingenuteten Beckenwandelementen hindurch und bilden ausserhalb derselben den umlaufenden Tritt (Abb. 6). Die Wandelemente selbst sind, wo sie gegeneinander stossen, genutet und mit einer massiven geschmiedeten Feder stabilisiert. Am Beckenrand sorgt ein aussen etwas in die Platten eingetiefter, umlaufender Eisengurt für den nötigen Halt. Das Hauptproblem stellte sich bei der Abdichtung der verschiedenartigen Nutstellen der einzelnen Elemente. Am Beckenboden wählte man eine moderne Lösung wie sie bei Flachdächern zur Anwendung kommt. Die Fugen wurden hier vorerst durch den Steinmetzen gereinigt, geflickt und dann mit einem verlängerten

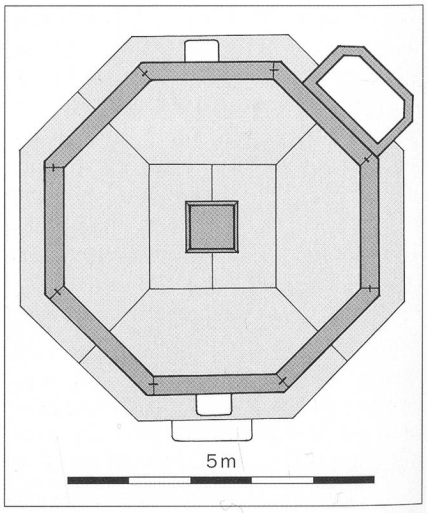


Abb. 6 Grundrissaufnahme des Brunnens, erstellt anlässlich der Renovationsarbeiten im Juni 1997. Der Beckenboden besteht aus sechs mächtigen Kalksteinplatten, die an den Stossstellen überfälzt sind.

Kalkmörtel zugepflastert. Anschliessend erfolgte eine Abdichtung mit einem aufgeklebten elastischen Neoprenband. Die senkrechten Fugen der Wandplatten, die schon vor etwa zehn Jahren geflickt worden waren, sind nochmals gründlich überholt worden. Der stark oxidierte Eisengurt benötigte nach der Demontage eine gründliche Überholung durch den Schlosser; er musste nicht wie zuerst befürchtet durch einen neuen ersetzt werden; lediglich auf der West-, Nordwest- und Nordseite erfolgte abschnittweise ein Ersatz. Der Brunnen erfuhr eine sorgfältige Reinigung mit Schlackensand, der mit reduziertem Hochdruck geführt wurde. Diese Methode bewährt sich nur bei der Ausführung durch einen ausgewiesenen Steinfachmann, da bei einer zu forcierten Anwendung die Behaustruktur des Steinmaterials vollständig verschliffen wird. Aus denkmalpflegerischer Sicht würde das einem Substanzverlust gleichkommen. Die Abwasserrohre und die defekte Frischwasserzuleitung, die aus geschmiedeten Deucheln bestanden, wurden ersetzt, ebenso die Brunnenröhre, die aus dem Hauptbecken den Nebentrog speist.

Markus Hochstrasser

Steinrestaurierung:
ARGE Solothurnerstein, Lehmann, Leuzigen, und Frentzel, Rüttenen
Schlosserarbeiten:
Toni Maccaferri, Solothurn

Quellennachweis

Aus der Zeit zwischen 1587 und 1589 berichten die archivalischen Quellen im Staatsarchiv über das Vorhaben einer Brunnenerneuerung am Marktplatz. (Ratsmanual 91/1587/448 und 93/1589/20, 36, 836). Dazu existiert im Seckelmeisterbuch von 1589 ein Arbeitsvertrag (Verding). Endgültig realisiert wurde dieses Werk aber offenbar erst 1603/04 (Ratsmanual 105/1601/262, Seckelmeisterrechnung 1603, Seiten 110/114, und Seckelmeisterbuch, Seckelmeisterrechnung 1604, Seiten 98, 99).

Zur Versetzung des Brunnentroges vom Marktplatz auf den Klosterplatz existieren die Unterlagen im Stadtarchiv in der Zentralbibliothek Solothurn. Es sind dies: Baurapport 1827/28, Seiten 49–51, Bauamtsprotokolle 1826–1830, Seiten 377–381, Bauamtsschriften 1826–1828, Baurapport vom 25. IX. 1828.

Solothurn, Hauptbahnhofstrasse 3

Geschichte

Bereits wenige Jahre nach dem Bau des Hauptbahnhofes in den Jahren 1884–1886 beschäftigte man sich in Solothurn mit der Planung einer Stadterweiterung auf dem Gebiet zwischen Bahnhof und Aare, dem späteren Quartier «Neu-Solothurn». 1889 verfertigte Kantonsingenieur Emil Bodenehr einen ersten, in leicht abgeänderter Form bis heute gültig gebliebener Gestaltungsplan mit der für das späte 19. Jahrhundert charakteristischen Blockrandbebauung. Als eine der Hauptachsen wurde um 1890 mit einer Allee die Hauptbahnhofstrasse als Verbindung zwischen Bahnhof und Kreuzackerbrücke angelegt und schliesslich von 1896 an durch verschiedene Bauherren und Architekten bebaut. So entstand ein städtebaulich einheitliches Ensemble, welches in stilistischer Hinsicht eine Mischung aus Neubarock- und Neurenaissanceformen bis hin zu solchen des Jugendstils darstellt.

Das Haus Nr. 3 stellt einen wichtigen Bestandteil dieses Ensembles dar. Es wurde 1902 als Mehrfamilienhaus mit Geschäftseinbauten vom Architekten Albert Froelich für den Solothurner Fabrikanten Hermann Schwarz erbaut. Die reich gegliederte Fassade, in welcher Neubarockformen in den Jugendstil überfliessen, ist inklusive Balkongitter, Eichenfenster und Holzrollladen bis heute nahezu unverändert erhalten geblieben.

Solothurn, Hauptbahnhofstrasse 3, Fassade nach der Restaurierung 1997.

Fassadenrestaurierung 1997

Anlässlich der Fassadenrestaurierung wurde eine früher einmal aufgetragene Kunststoff-Deckschicht entfernt, der darunter liegende Quarzsandverputz saniert und anschliessend mit einem neuen, dem ursprünglichen entsprechenden Farbanstrich versehen. Die geschmiedeten Balkongitter wurden sorgfältig demontiert, sandgestrahlt und neu gespritzt. Ebenfalls erhalten blieben die historischen Fenster mit den Rollladen.

Stefan Blank

Bauherrschaft: Helene Pfluger, Solothurn
Architekt: A. Schlup, Solothurn
Restauratorin: Brigitta Berndt, Solothurn

Solothurn, «Hermessäulen»

Zu den frühesten Denkmälern Solothurns gehörten einstmals zwei angeblich römische Säulen, die lange Zeit seitlich der Zugangstreppe vor der alten St.-Ursen-Kirche standen. Auf etlichen Bilddokumenten, aber auch in verschiedenen älteren Publikationen sind die Säulen abgebildet oder beschrieben worden (Abb. 1–3). Fast dreihundert Jahre lang blieben sie, in einen religiösen Zusammenhang gebracht, auf öffentlichem Grund zugänglich. Mit der Eröffnung des städtischen Museums im Jahr 1902 oder wenig später gelangten sie als Teil der historischen Sammlung, zusammen mit anderen Steindenkmälern, hinter das Museumsgebäude. Später, in den 1950er Jahren, als in der Loggia westlich der Jesuitenkirche das Lapidarium eingerichtet wurde, zügelte man die Säulen erneut, um sie im dortigen Hof und noch etwas später in der Loggia aufzustellen. 1997 wurde in der Loggia das neue Solothurner Steinmuseum eingerichtet, in diesem Zusammenhang mussten die Säulen aus konzeptionellen Gründen umplatziert werden.

Die Denkmalpflege betrachtete dies als Gelegenheit, dieses wichtige Denkmal wieder in einen sinnvollen historischen Zusammenhang zu bringen. Anhand schriftlicher Quellen und einer um 1900 aufgenommenen Fotografie war ihr Standort auf den Postamenten oberhalb der Katzenstiege östlich der St.-Ursen-Kirche gesichert (Abb. 6).

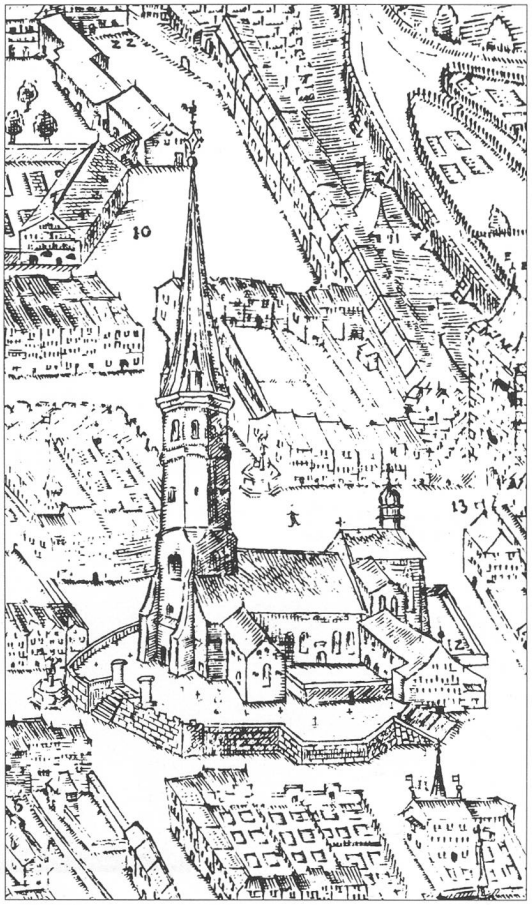


Abb. 1 Solothurn, Ausschnitt aus dem Stadtprospekt von Sigmund Schlenrit, 1653. Seitlich des Treppenaufgangs vor der Front der St.-Ursen-Kirche sind die beiden Säulen zu erkennen.

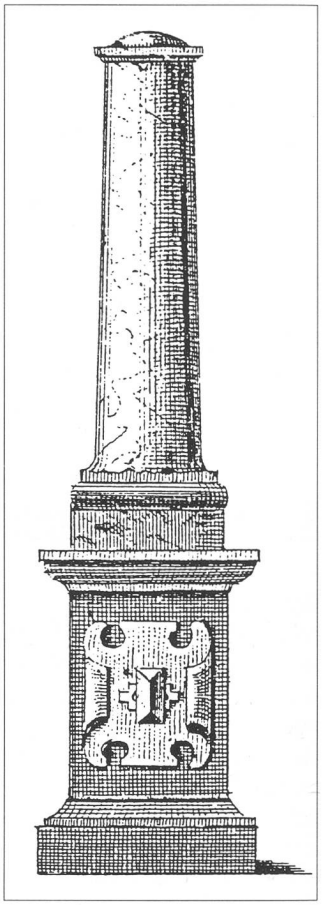


Abb. 2 Eine der beiden Hermessäulen mit Postament aus dem frühen 17. Jahrhundert. Abbildung aus der Publikation von Johannes Müller aus Zürich.

Geschichte

Im Folgenden sollen die verschiedenen Umplatzierungen und die Bedeutung der beiden Hermessäulen aufgezeigt werden.

Römische Zeit

Die Säulen stehen angeblich im Gebiet des heutigen Hermesbühls (spätmittelalterliche Schreibweise = «Hermansbuole»). Der genaue Standort, ihre ursprüngliche Funktion und die Entstehungszeit sind jedoch nicht bekannt.

1608 oder 1612

Seitlich oberhalb des Treppenaufgangs westlich der alten St.-Ursen-Kirche werden die Säulen auf neuen Postamenten platziert und oben mit Abdeckungen versehen. Ihre Bedeutung ist auf einer in eine Steinplatte gehauenen Inschrift erläutert, die seitlich der Treppe in die Wand eingelassen wird (Abb. 4, 5).

1621

Bei der Erneuerung des Treppenaufgangs vor St. Ursen werden Inschrifttafel und Säulen neu versetzt. Der 1653 gestochene Stadtprospekt von Sigmund Schlenrit, nach einer Vorlage von Urs Küng entstanden, überliefert die Säulen in diesem Kontext erstmals bildlich (Abb. 1).

1763

Abbruch der alten St.-Ursen-Kirche. Der Chorherr Franz Carl Bernhard Wallier dokumentiert seine umfangreichen Beobachtungen anlässlich des Kirchenabbruchs. Auf seinen Vogelschauskizzen, die das Abbruchareal von Westen zeigen, sind Säulen und Inschrifttafel beim Treppenaufgang gut zu erkennen (Abb. 5).

Um 1773

Johannes Müller aus Zürich publiziert zwischen 1773 und 1783 «Merkwürdige Überbleibsel von Alterthümern an verschiedenen Orthen der Eydgenossenschaft». In Text und Bild würdigt er unter anderem unsere Hermessäulen (Abb. 2, 3). Er muss Unterlagen benützt haben, die vor dem Abbruch der alten St.-Ursen-Kirche, also vor 1763, entstanden sind. Seine Standortangaben und die bildliche Wiedergabe einer der Säulen auf einem Postament mit manieristischen Dekorationsmotiven lassen diesen Schluss zu.

1774

Anlässlich der Umgebungsarbeiten nach dem Abschluss des Kirchenneubaus wird die heutige Treppe zur Nictumgasse neu erstellt. Oberhalb der Treppenanlage werden auf neuen Postamenten die beiden Säulen aufgestellt und mit Kupferblech eingekleidet. Die dazugehörende Inschrifttafel wird in der neu errichteten Mauer, die die Treppe im Osten begrenzt, eingelassen (Abb. 6).

Um 1900

Die beiden Säulen werden demontiert und als Teil der Steinreliktsammlung nördlich des neuen Museums an der Werkhofstrasse aufgestellt.

Was die Säule betrift, so ist zu wissen, daß man zwo derselben von rohem Marmor ohnweit Solothurn gefunden: Sie sind einander völlig ähnlich, und befinden sich dermalen bey dem Eingang in die Cathedral-Kirche zu Solothurn; beyde sind mit Coupolen und Fuß-Gestellen nach heutiger Bau-Art geziert, und man lieset auf der Seite an der Mauer folgende auf dieselben sich beziehende Inschrift.

GENUINAS HASCE COLUMNAS PAGANISMI TEMPORE IN VICINO COLLE HERMETIS QUI ETIAMNUM VERNACULA LINGUA HERMIS BUHLE APPELLATUR MARTIS ET HERMETIS GENTILIUM DEORUM IDOLIS SUPPOSITAS PATRUMQUE NOSTRORUM MEMORIA CUM PRINCEPS PACIS MARTEM SUPERASSET ET VERBUM CARO FACTUM IOVIS VERBUM COMPESCUIT SUBVERSIS DIABOLICIS SIMULACHRIS EXPIATAS ET HUC TRANSLATAS UT POSTERI TALIS BENE-

8 ☽ ○ ☽

BENEFICII MEMORES S. P. Q. SALOD: NOVIS IN LOCUM LONGA SECULORUM SERIE COLLAPSARUM SUBSTITUTIS BASIBUS PRO MARTE DEO SABAOT ET PRO NATO MAIAE MARIAE FILIO VOTO MELIORE D. D.

Abb. 3 Textausschnitt aus der Publikation von Johannes Müller aus Zürich (Seite 7/8).

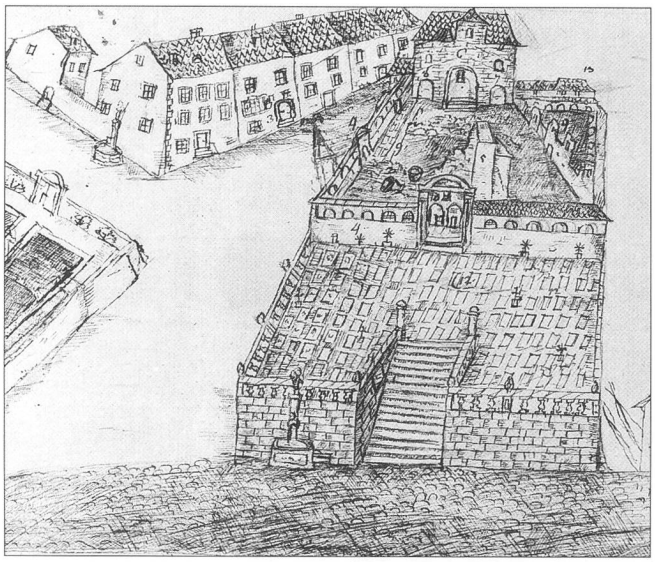


Abb. 5 Die Skizze zeigt die Abbruchsituation der alten St.-Ursen-Kirche von Westen im Jahre 1763. Gut erkennbar sind die beiden Säulen seitlich der Zugangstreppe und die Inschrifttafel in der linken Seitenwand.

Abb. 4 Inschrifttafel in der Ostwand bei der Katzenstiege. Der lateinisch abgefasste Text besagt auf Deutsch folgendes: «Diese beiden Säulen, die zur Heidenzeit auf der nahen Anhöhe des Hermes (die noch heute in der einheimischen Sprache Hermesbühl heisst), die Bilder der heidnischen Götter Mars und Hermes trugen und zur Zeit unserer Vorfahren (als der Fürst des Friedens Mars bezwang und das fleischgewordene Wort das Wort Jupiters verstummen machte), nachdem man die Teufelsbilder gestürzt hatte, entsühnt und hierher überführt wurden, haben Rat und Volk von Solothurn, damit die Nachwelt für diese Wohltat Gott Dankbarkeit bewahre, mit neuen Sockeln (anstelle der im Laufe vieler Jahrhunderte zerfallenen) versehen lassen und anstatt Mars, Gott dem Herrn der Heerscharen, anstatt dem Sohn der Maia, dem Sohne Mariens zu besserem Dienst geweiht.»

Abb. 6 Die beiden Säulen in ihren Kupfergehäusen bei der Katzenstiege. Aufnahme um 1900, kurz vor der Demontage.

Um 1955

In der Loggia westlich der Jesuitenkirche, dem alten Hauptzugang ins Kollegium, wird das Lapidarium eingerichtet. Die Sammlung historischer Steinrelikte und damit auch die beiden Säulen werden vom Museum hierher gezügelt (Abb. 7).

1997

Im Lapidarium bei der Jesuitenkirche wird das neue Solothurner Steinmuseum eingerichtet. Die Steinrelikte werden neu geordnet, zum Teil ins Depot der Denkmalpflege ausgelagert und die Hermessäulen an jenen Ort replatziert, wo sie schon zwischen 1774 und 1900 standen, nämlich auf die Postamente bei der Katzenstiege (Abb. 8).

Restaurierung

Vor der Replatzierung der beiden Säulen war eine Restaurierung nötig. Alte Eisendübel und Bleiflicke sowie natürliche Äderungen im Steinmaterial hatten im Lauf der Zeit zu Schäden geführt. Da die Säulen am neuen Standort wieder der Witterung ausgesetzt wurden, mussten die Schäden behoben werden. Fehlstellen wurden zurückhaltend mit Steinersatzmörtel aufmodelliert, die alten Dübel und Bleiflicke sorgfältig entfernt und die Risse mit einem Kalkzementmörtel ausgeschlemmt. Aufgrund der Abwitterungsspuren und der Dübellöcher stellte sich heraus, dass die Säulen in den letzten Jahrzehnten falsch herum aufgestellt waren.

Besitzverhältnisse

Losgelöst aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang waren die Säulen seit 1902 Teil der Steinreliktsammlung des Museums. Da sie wahrscheinlich aus römischer Zeit stammen, gerieten sie, zusammen mit anderen antiken Werkstücken und Inschriftsteinen, zuneh-

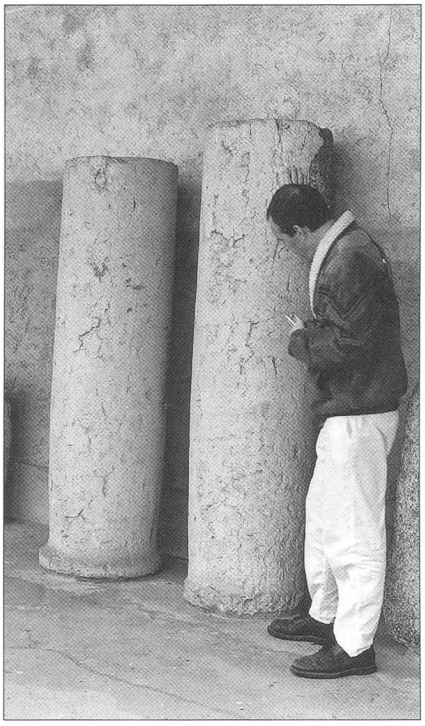


Abb. 7 Die Säulen im Lapidarium, wo sie zwischen 1955 und 1997 standen.

Abb. 8 Die Hermessäulen nach der Restaurierung und Replatzierung 1997.

mend in den Interessenbereich der Kantonsarchäologie. Für die Inventarisation und den Unterhalt fühlt sich jedenfalls heute diese Amtsstelle verpflichtet. Eruiert man die Besitzverhältnisse am alten Standort bei der Katzenstiege an der Nictumgasse, so geht aufgrund des Katasterplans eindeutig hervor, dass das östliche Postament zusammen mit der Stützmauer und der Treppenanlage öffentlichem Grund zugeschlagen ist und damit der Einwohnergemeinde Solothurn gehört. Das westliche Postament hingegen ist dem Grundstück zugeschlagen, auf dem die St.-Ursen-Kirche steht. Es ist somit Eigentum der Römisch-katholischen Kirchgemeinde.
Bei diesen Besitzverhältnissen war der Abschluss einer speziellen Vereinbarung unumgänglich, bevor die Replatzierung vorgenommen werden konnte. Kirchgemeinde und Einwohnergemeinde erklärten sich damit einverstanden, dass die Säulen wieder auf den alten Postamenten aufgestellt werden. Die Säulen selbst wurden als Eigentum des Kantons betrachtet und auf dessen Kosten restauriert und wieder aufgestellt. Dieser haftet auch für ihren Unterhalt und eine sichere Befestigung sowie für allfällige Schäden, die bei einem Herunterfallen entstehen könnten. Die Vereinbarung wurde am 16. Juni 1997 durch die beteiligten Parteien unterzeichnet.

Ein Denkmal zurückgeben

Damit hat die Kantonale Denkmalpflege, nicht zuletzt aus Anlass ihres 40-jährigen Bestehens, der Stadt Solothurn ein Denkmal zurückerstattet, das während rund drei Generationen aus dem Zusammenhang gerissen war. Die nächsten Anstrengungen in diesem Kapitel werden der Instandstellung und Sicherung der zu den beiden Säulen gehörenden Inschrifttafel gelten, zudem ist eine Erklärungstafel vorgesehen.
Die Denkmalpflege dankt an dieser Stelle allen beteiligten Personen und Korporationen, die einen wohlwollenden Beitrag im Prozess um die Replatzierung der Hermessäulen geleistet haben.

Die ikonografische Bedeutung

Als man sich im frühen 17. Jahrhundert anschickte, die beiden Säulen aus der «Heidenzeit» zu entsühnen und vor die St.-Ursen-Kirche zu überführen, wo sie Gott und Jesus «zu besserem Dienst» geweiht wurden, beging man einen Akt, der sich mit der Errichtung ägyptischer Obelisken in Rom vergleichen lässt. Hier wie dort wurden heidnische, «gottlose» Monumente in einen christlichen Dienst gestellt. Zweifellos steckten hinter dieser Aktion in Solothurn gebildete Köpfe. Allen voran darf als Initiant der akademisch gebildete Humanist und damalige Stadtvenner Hans Jakob vom Staal d. Ä. (1540–1615) vermutet werden. Es ist als erstaunlich zu werten, wenn in der kleinen Provinzhauptstadt Solothurn ähnliche Gebräuche zelebriert wurden wie in Rom, dem damaligen Zentrum des Abendlandes. Solothurn besass damit jedenfalls ein Denkmal, das seinesgleichen in weitem Umkreis suchte.
Im späten 18. Jahrhundert besass das einzigartige Denkmal infolge kultureller Entwicklungen nicht mehr die gleiche Bedeutung wie zu seiner Entstehungszeit. Immerhin betrachtete man es noch als wichtig genug, dass man seine Einzelteile beim Abbruch der alten St.-Ursen-Kirche aufbewahrte, um sie ein Jahrzehnt später bei der neu errichteten Nebentreppe wieder einzusetzen. Gleichzeitig kleidete man die Säulen mit Kupferblech ein, wahrscheinlich, um sie vor der Witterung zu schützen. Hier blieb es uns intakt erhalten, bis es durch einige (übereifrige) Historiker auseinander gerissen wurde. Die einzelnen Teile haben nun aber wieder zusammengefunden. Sie zeugen erneut von längst vergangenen Zeiten, religiösen Weltanschauungen und von einer Stadt, die sich schon im 17. Jahrhundert nicht scheute, mit modernen Zeitströmungen mitzuhalten.

Markus Hochstrasser

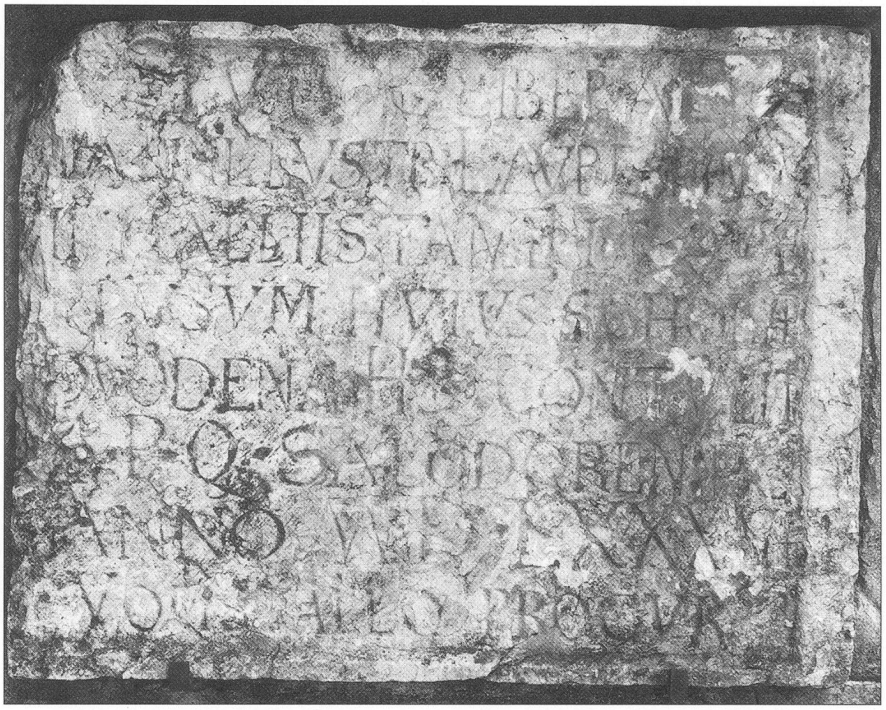
Steinrestaurierung:
ARGE Solothurner Stein, G. Frentzel, Rüttenen, und H. Lehmann, Leuzigen

Quellennachweis

Schneller, Daniel/Schubiger, Benno, «Denkmäler in Solothurn und in der Verenaschlucht», Lüthy Verlag 1989, Seiten 7–8; Blank, Stefan, «Zur Geschichte und Bedeutung der ‹Hermessäulen› in Solothurn», in: Jurablätter 12/1997, Seiten 185–188; Handwerkerkartei von Hans Roth im Archiv der Kantonalen Denkmalpflege Solothurn, Karte zu Caspar Sixt mit handschriftlicher Notiz von Konrad Glutz Blotzheim; Seckelmeisterrechnung 1621, Seite 83; Ratsmanual 277/1774/552 vom 17. August 1774.

Solothurn, eine vergessene Inschrifttafel

Wer die im vorherigen Artikel gewürdigten Hermessäulen bei der Katzenstiege in Augenschein nimmt, wird in der Brüstungsmauer zwischen dem ehemaligen St.-Ursen-Schulhaus und dem Postament der östlichen Säule eine stark verwitterte Inschrifttafel entdecken. Das kleine Denkmal ist 1586 datiert. Es findet im 1989 erschienenen Führer «Denkmäler in Solothurn und in der Verenaschlucht» merkwürdigerweise keine Erwähnung.



Solothurn, Inschrifttafel von 1586 oberhalb der Katzenstiege.

Inschrift fragmentarisch erhalten

Die lateinisch abgefasste Inschrift ist in eine einheimische Kalksteinplatte gemeisselt, die 93,5×72,5 cm misst. Sie ist nicht mehr vollständig lesbar erhalten, lässt sich heute aber noch wie folgt entziffern:

« … VTI ACLIBERA (M?) / …
und die freie

AI ILLUSTR: LAVRE …
berühmte Laurenz

CALLIIS FAMLIAE OVE
IN VSVM HVIVS SCHOLAE
zu Nutzen dieser Schule

DVODENA+(HS?) CONTVLIT
je 12 hat zusammengetragen

S.P.Q.SALODVREN: P C
Rat und Volk von Solothurn

ANNO M.D.LXXXVI
im Jahre 1586

VOM S(T)ALLO PROCVR.»
unter vom Staals Leitung

Inhaltlich bezieht sich der Text also auf eine Schule, um die sich ein gewisser Laurenz verdient gemacht hat. Es muss sich dabei um die Stiftsschule handeln, die an der Stelle des heutigen St.-Ursen-Schulhauses (Hauptgasse 72, GB Nr. 488) 1586 neu errichtet worden ist. Tatsächlich war der wichtigste Förderer dieser Schule ein Mann mit dem Vornamen Laurenz, nämlich der damalige Stadtvenner Arregger (1540–1616). Ein Zwölferkollegium, abgeordnet vom Solothurner Rat, bildete die Aufsichtsbehörde, darauf wird in der fünften Zeile Bezug genommen. Auf der zweituntersten Zeile ist in römischen Ziffern das Entstehungsjahr der Inschrift, 1586, wiedergegeben und zuunterst wird der Stadtschreiber vom Staal (Hans Jakob vom Staal, 1540–1615) aufgeführt. Nicht ohne Grund, denn ohne seine Unterstützung und sein persönliches Engagement wäre es nicht zum Bau dieses Schulhauses gekommen, das übrigens längere Zeit die Lateinschule des St.-Ursen-Stiftes und die deutsche Schule der Stadt unter einem Dach vereinte.

Eine Bauinschrift

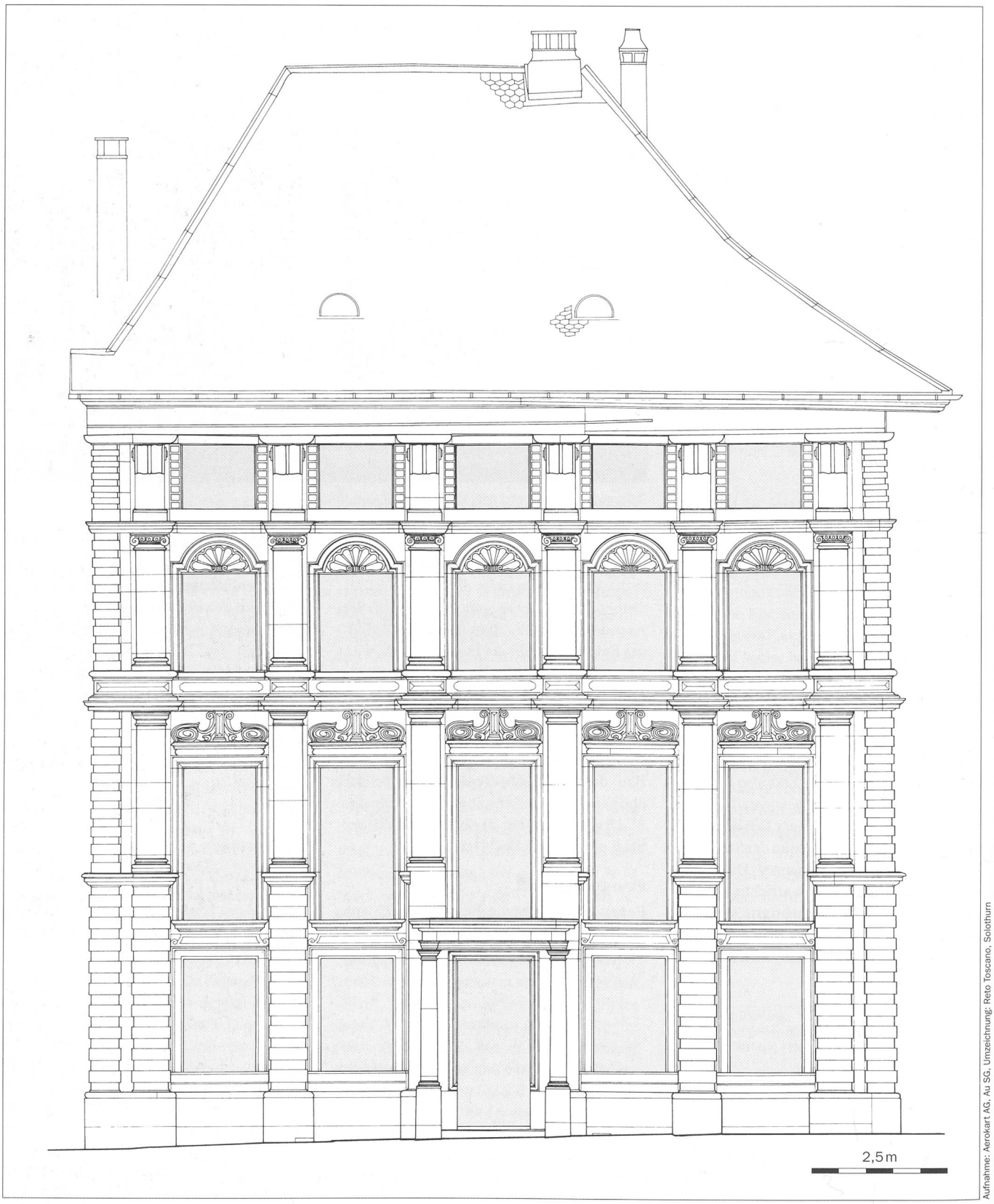
Es handelt sich also um die Bauinschrift zum 1586 neu errichteten Stiftsschulhaus, dem Vorgängerbau des heutigen Hauses Hauptgasse 72. Der Bau, der formal grosse Ähnlichkeiten hatte mit dem nur ein Jahr später errichteten Schulmeisterhaus (heutiges Pfarreiheim an der Propsteigasse Nr. 8, GB Nr. 489), war im Anschluss an die Fertigstellung der neuen St.-Ursen-Kirche abgebrochen und 1778 durch das heutige Gebäude ersetzt worden. Interessanterweise hob man die Bauinschrifttafel auf. Es ist nicht bekannt, seit wann sie sich am jetzigen Ort befindet.

Markus Hochstrasser

Quellennachweis

Beim Lesen und Übersetzen der Inschrift waren Dr. Max Banholzer und Othmar Noser behilflich. Von ihnen stammen auch Hinweise zu folgenden Publikationen und Primärquellen: Mösch Johann, «Die Solothurnische Volksschule vor 1830», Solothurn, 1910, Band I, Seiten 36–38; Ratsmanual 1586, Seite 296.

Solothurn, Gurzelngasse 11, «Reinerthaus»



Aufnahme: Aerokart AG, Au SG, Umzeichnung: Reto Toscano, Solothurn

Abb. 1 Solothurn, Reinerthaus. Die Fassade des Hauses Gurzelngasse 11, Umzeichnung der fotogrammetrischen Aufnahme. Bestandesaufnahme 1997. Bewusst weggelassen sind die geschmiedeten Gitter und die Schreinerarbeiten (Fenster/Türen).

Im vorliegenden Fall waren es nicht bauliche Massnahmen, die zu einer Beschäftigung mit dem Haus führten, sondern die Anfrage der Eigentümerin, ob wir Unterlagen zur Geschichte der Liegenschaft in unserem Archiv besitzen.
Es lag somit auf der Hand, vorerst das historische Grundbuch zu konsultieren. Da das Haus den Platz von mehreren, ursprünglich selbständigen Liegenschaften einnimmt, bereitete die Aufschlüsselung der Besitzergeschichte einige Schwierigkeiten. Bei der Durchsicht der Dokumentation stellten wir schliesslich fest, dass von der viel bestaunten Hauptfassade nicht einmal taugliche Planaufnahmen existierten.

Fotogrammetrische Planaufnahme

Bei der letzten Fassadenrenovation 1974 wurde eine ausgezeichnete Fotodokumentation erstellt. Die Gelegenheit wurde aber nicht genutzt, um eine gute Planaufnahme anzufertigen. Als Grundlage diente damals der in den 1920er Jahren publizierte schematische Plan, der für die Buchreihe «Das Bürgerhaus in der Schweiz» angefertigt worden war. Da das Haus zu den bedeutendsten Kunstdenkmälern unserer Stadt gehört, initiierten wir in Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Zivilschutz, Abteilung Kulturgüterschutz, und in enger Einvernahme mit der Hauseigentümerin, die Anfertigung einer exakten fotogrammetrischen Fassadenaufnahme (Abb. 1).

Besitzergeschichte

Die frühere Parzellierung im Areal des heutigen Hauses lässt sich anhand des Kellergrundrisses ablesen (Abb. 2). Einen Einblick in die Besitzergeschichte ermöglicht das historische Grundbuch, das allerdings aus losen und zum Teil nicht geordneten Karteikarten besteht. Will man eine Übersicht erhalten, muss zuerst eine Korrelationsliste erarbeitet werden (vgl. Seite 124–125). Dabei ist es notwendig, jeweils die direkt anstossenden Nachbarhäuser in die Betrachtung mit einzubeziehen. In unserem Fall waren dies das Haus Gurzelngasse 9 und die südlich anstossenden Häuser an der Judengasse. Die neu zusammengestellte Korrelationsliste deckt nun die Besitzergeschichte für den Zeitraum von 1656 bis in die Gegenwart hinein mit nur wenigen Lücken ab.
Der Neubau des heutigen Hauses erfolgte in den Jahren 1692/93. Zuvor standen hier drei schmalere Häuser, von denen das westlichste, ein Eckhaus, die Friedhofgasse viel stärker beengte, als das heute der Fall ist. Das mittlere dieser drei Häuser an der Gurzelngasse gehörte schon in den 1650er Jahren der Familie Machet, die 1620 aus Detroubel im

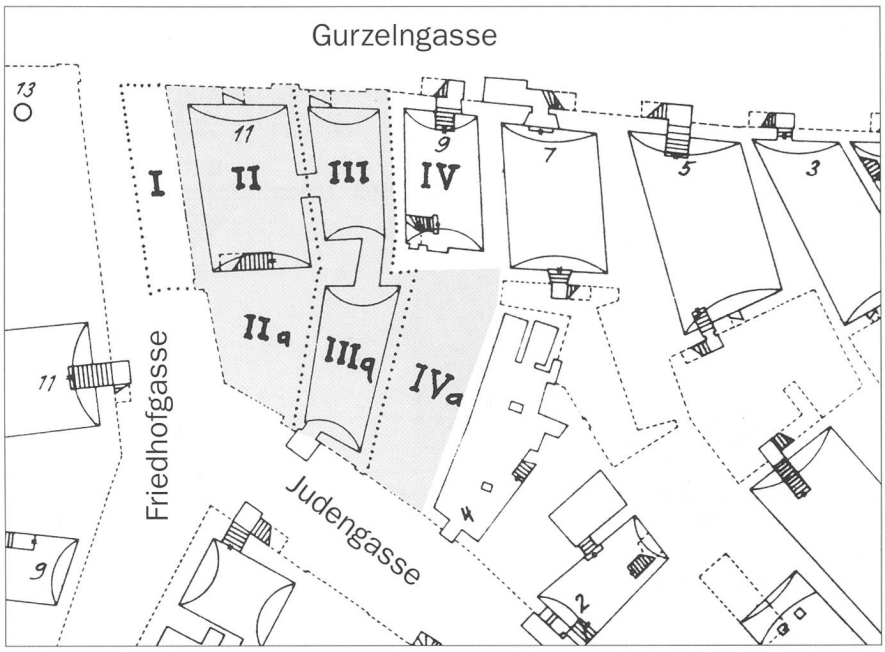


Abb. 2 Ausschnitt aus dem Gesamtplan der Kellergrundrisse (Hofer 1978). Grau gerastert die heutige Liegenschaft Gurzelngasse 11. Punktiert die frühere Parzellierung, die je drei Häuser an der Gurzeln- und Judengasse umfasste. Die römischen Ziffern beziehen sich auf die Korrelationsliste, die auf den Seiten 124–125 publiziert ist.

Foto: A. Faisst, Solothurn

Abb. 3 Die Fassade nach der letzten durchgreifenden Renovation von 1974.

Abb. 4 Die Fassade des Hauses Gurzelngasse 11, Rekonstruktion des Zustandes vor den Umbauten im 18. und 19. Jahrhundert.

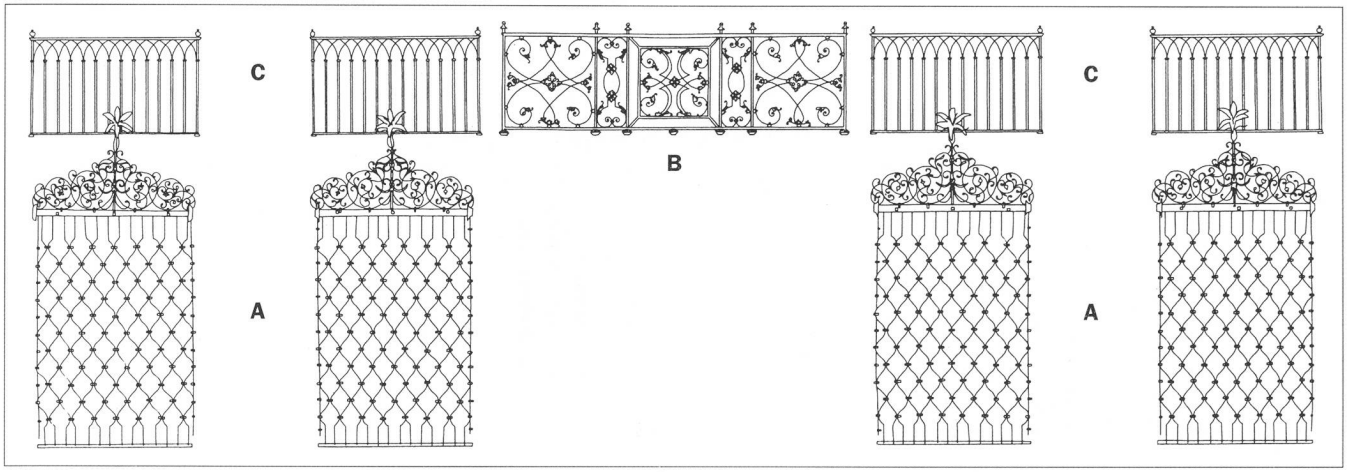


Abb. 5 Die aus drei verschiedenen Zeitepochen stammenden Schmiedeeisengitter (Auszug aus der fotogrammetrischen Aufnahme). **A** Fenstergitter im Parterre aus der Bauzeit, 1693. **B** Balkongitter über dem Hausportal, um 1720/30. **C** Brüstungsgitter vor den Fenstern der Beletage, um 1810/20.

Augsttal (Norditalien) hierher nach Solothurn ausgewandert war. Bauherr und Auftraggeber für den Neubau war Johann Bartholomäus Machet. Er hatte in jungen Jahren lange Zeit in französischen Kriegsdiensten verbracht und liess sich danach in seiner Heimatstadt Solothurn nieder. Hier sass er zwischen 1690 und 1695 im Grossrat. Machet lebte von 1631–1695, er starb also nur zwei Jahre nach der Vollendung des Hausneubaus.

Baugeschichte

Bevor mit dem Bau des heutigen Hauses begonnen werden konnte, mussten die einzelnen Liegenschaften zuerst zusammengekauft werden. Dies wickelte sich in einem Zeitraum von etwa zehn Jahren ab. Schon im April 1691 erhielt Machet eine Bauholzbewilligung. Die Planungsarbeiten zogen sich jedoch bis ins Spätjahr hinein, da der projektierte Baukörper Veränderungen im Gassenbild nötig machte. Es betraf dies den Gassenraum Judengasse/Friedhofgasse, wo Machet mit dem Neubau «[...] einer Seits von der Gassen ein- undt hingegen anderseits auszuschlagen [...]» begehrte. Aus den archivalischen Quellen geht hervor, dass er den Neubau an der Friedhofgasse etwas zurücknahm, was hier zu einer Verbreiterung des Gassenraums führte. Das hintere Eckhaus an der Judengasse baute er hingegen etwas weiter nach Süden hinaus als den abgebrochenen Vorgängerbau, was zur Eliminierung einer einst platzartigen Ausweitung der Judengasse im obersten Abschnitt führte. Ende Dezember 1691 genehmigte der Rat nach Augenschein und Beratungen das Bauprojekt. Die Bauarbeiten setzten schliesslich im Frühjahr 1692 ein. Die drei alten Häuser an der Gurzelngasse wurden vollständig abgebrochen. Nur die Kellerräume blieben zum Teil erhalten. Anlässlich der Bauarbeiten entstanden in den direkt anstossenden Nachbarhäusern an der Gurzeln- und der Judengasse grössere Schäden, die einige Streitereien und Augenscheine auslösten. Ein Jahr nach Baubeginn war das Dach noch nicht fertiggestellt. Jedenfalls stritt sich Machet im Januar 1693 mit dem östlich anstossenden Hauseigentümer um eine provisorische Dachlösung. Ein grösserer Baufolgeschaden im südlich anstossenden Haus an der Judengasse – es gehörte damals der Familie Greder – hatte dort zu einer zeitweisen Unbewohnbarkeit geführt. Über die Ursachen stritt man sich noch bis ins Jahr 1696 hinein. Nach dem Tod Machets gelangte das Haus verschiedentlich in neue Besitzerhände, dabei wurde es umgebaut und neuen Bedürfnissen angepasst.

Eine Fassade mit verändertem Gesicht

Es ist bisher kaum beachtet worden, dass auch die Hauptfassade an der Gurzelngasse im Verlauf der Zeit baulich verändert worden ist. Wenn man einzelne Details hinterfragt, stösst man auf Hinweise, die die ausgeführten Veränderungen nachvollziehen lassen. Wertvolle Anhaltspunkte liefern die geschmiedeten Gitter im Parterre und im ersten Obergeschoss, der Beletage. Das ursprünglich strenge Gliederungssystem der Fassade ist durch massive Eingriffe im Bereich der Beletage nachhaltig unterbrochen worden. Die Eingriffe lassen sich wie folgt aufzeichnen:

In einem ersten Schritt wurde der Bereich über dem Hausportal in der Mittelachse verändert. Es ist anzunehmen, dass sich an der Stelle des heutigen Balkons ursprünglich eine ornamentale Türbekrönung befand, vielleicht in der Form eines Segmentgiebels. Für die Einrichtung des Balkons musste nicht nur diese Bekrönung entfernt werden, sondern auch die Brüstung des dahinterliegenden Fensters. Damit wurde das ursprünglich durchlaufende Fenstersimsband in der Beletage erstmals unterbrochen. Dieser erste Eingriff lässt sich anhand stilistischer Anhaltspunkte am Balkongitter datieren (Abb. 5). Sie weisen in die Zeit um 1720/30, als der aus Freiburg stammende Prinz Johann Friedrich von Diesbach Eigentümer dieses stolzen Hauses war.

In einem zweiten Schritt entstand rund hundert Jahre später das Bedürfnis, auch die übrigen Fenster der Beletage bis auf die Zimmerböden hinunter zu erweitern. Dazu mussten die Fensterbrüstungen entfernt und die seitlichen Gewände verlängert werden. Noch heute zeichnen sich diese Verlängerungen durch ein helleres Steinmaterial ab. Das ursprünglich durchlaufende Fenstersimsband wurde dabei endgültig perforiert. An die Stelle der massiven Fensterbrüstungen traten die Brüstungsgitter mit den verschränkten Spitzbogenmotiven, die eine Datierung in die Zeit des frühen 19. Jahrhunderts erlauben. Es ist dies die Zeit der Besitzerära Vigier und Aregger-Vigier. Wenn man sich diese nachträglichen Veränderungen wegdenkt, präsentiert sich die Fassade in einem viel strengeren und altertümlicheren Bild (Abb. 4). Es ist dieses Schema, das man heranziehen muss, wenn man die Vorlage für die Fassadengestaltung suchen will.

Die vorliegenden Zeilen haben nur ein Ziel: Beobachtungen festzuhalten. Es wird die Arbeit eines Kunsthistorikers sein, die Vorlagen ausfindig zu machen, die in den 1690er Jahren für die Gestaltung dieser bemerkenswerten Fassade gedient haben.

Markus Hochstrasser

Fotogrammetrische Aufnahmen:
Aerokart AG Au SG, Prof. G. Kasper

Solothurn, Gurzelngasse 9 und 11, GB Nr. 715, 714

Besitzergeschichte 1656–1995

Zusammenstellung nach den schriftlichen Quellen, die im Historischen Grundbuch erfasst sind.
Kantonale Denkmalpflege Solothurn, X.1995, Markus Hochstrasser

	Gurzelngasse 11 **GB Nr. 714 (alt 440, gelb 7)**			**Gurzelngasse 9** **GB Nr. 715 (alt 439, gelb 6)**	**Judengasse**		
Datum	**Haus I (Eckhaus)**	**Haus II**	**Haus III**	**Haus IV**	**Haus IIa**	**Haus IIIa**	**Quelle**
1656, 19.IV.		**Caesar Maschet** (→)	**Wwe. Elisabeth-Schwaller-Arregger** verkauft an **Viktor Schmied**	(←) **Urs Vogelsang sel.**			RM 160/1656/228 f.
1670, 6.V.		**Caesar Maschet** (→)	Erben des **Viktor Schmit sel.** verkaufen an ?	(←) **Urs Vogelsang**			GP 1667–1670, 366
1682, 22.IV.	**Hans Krambs** erhält die Bewilligung, sein Eckhaus zu verkaufen	(←) Haubtmann **Michel Maschet**					RM 186/1682/206
1682, 30.IV.	**Hans Grams** verkauft an den Leutnant **Urs Bysen**	(←) Haubtmann **Michel Maschet**					GP 1682–1686, 28
1686, 13.III.					Hinterhaus des Hptm. **Johan Maschet** (→)	**Hieronimus Altermatt**, Bildhauer, tauscht mit seinem Schwager **Urs Greder**, Barbierer	RM 190/1686/172f
1691, 20.III.		Haubtmann **Johann Maschet** (→)	**Barbara Bährki** verkauft an Haubtmann **Johann Maschet**	(←) Landvogt **Urs Vogelsang**			GP 1689–1693, 272
1691–1696	Hausneubau durch Haubtmann **Johann Bartolomé Maschet** an der Stelle der Häuser I, II, III und IIa. Streitigkeiten mit den Nachbarn, Landvogt Urs Vogelsang (Besitzer Haus IV) und Urs Greder, Barbier (Besitzer Haus IIIa). Maschet stirbt 1695 oder 1696, Greder wahrscheinlich 1693, so dass sich ihre Nachkommen (für Greder die WWe), bzw. Verwalter (für Maschet der Seidenweber Michel Affolter) mit den Streitigkeiten beschäftigen müssen.						RM –195/1691/951, 971, 471, 332. –196/1692/445, 446, 781, 817, 834, 886 –197/1693/11, 441, 583 –198/1694/59, 231, 292, 312, 910 –199/1695/463, 666 –200/1696/366
1705, 17.VII.	**Francisca Genoveva Guyet, WWe** des Hauptmanns **Bartholomai Maschet sel.** in Paris verkauft das «jüngsthin neüw aufgebauwene Haus» an den Grossrat **Joseph Wilhelm Settier** zu Handen seiner Geliebten Anna Maria Helena Maschet.			(←) Altvogt **Urs Vogelsang sel.**			GP 1704–1709 Bd. 1, 162 ff

1708, 27.VII.	**Joseph Wilhelm Settier** verkauft an **Joachim de la Chapelle**	(←) Landvogt **Urs Vogelsang sel.**			GP 1704–1709 Bd. 1, 477
1709, 9.I.	**Joachim de la Chapelle**	(←) Landvogt **Urs Vogelsang sel.**	**Joachim de la Chapelle** (→)	**Wwe. des Barbiers Urs Greder** verkauft an **Joachim de la Chapelle**	GP 1704–1709 Bd. 1, 510
1710, 28.IV.	Bewilligung zu einem Brunnen in das Haus von **Joachim de la Chapelle**				RM 213/1710/560
1726, 27.III.	**Johann Friedrich**, **Prinz von Diesbach** von Freiburg kauft das Haus		**(Johann Friedrich, Prinz von Diesbach)**		RM 229/1726/361 f.
1741, 15.VII.	**Johann Friedrich**, **Prinz von Diesbach** verkauft an Frantz **Joseph Wilhelm Vigier**	(←) **Maria Elisabeth Vogelsang-Baumgartner**	**(Franz Joseph Wilhelm Vigier)**		GP 1739–1743 Bd. 13, 599 f.
1741, 3.XI.		Bauholzgenehmigung für **Maria Elisabeth Vogelsang-Baumgartner**			RM 244/1741/960
1742, 27.II.	**Franz Joseph Wilhelm Vigier** (→)	Erben des Urs Joseph Vogelsang sel. sowie Maria Elisabeth Vogelsang-Baumgartner verkaufen an **Franz Joseph Wilhelm Vigier**	(←) **Franz Joseph Wilhelm Vigier** (inkl. IV a)		GP 1739–1743 Bd. 13, 748–749
1817, 18.VIII.	**Josephine von Aregger-de Vigier** (→)	**Josephine von Arregger geb. de Vigier** verkauft an **Jakob Jos. Anton Christ** (das Hinterhaus Nr. IVa wird nicht mitverkauft)	(←) **Josephine von Arregger-de Vigier** (inkl. IV a)		Fertigungen 1803–1828 I, 233–234
1820, 10.VII.	Steigerungserlaubnis an **Josephine Arregger-de Vigier**				RM 319/1820/667
1820, 15.VII.	Kauf durch Frl. **Antoinette von Fries**		(←) **Herr Negotiant Christ**		GSt. 1819–1820 Nr. 29
1830, 17.II.	Steigerungserlaubnis an Frl. **Antoinette von Fries**				RM 329/1830/153
1830, 22.III.	Kauf durch **Friedrich Fröhlicher-Glutz**	(←) **Anton Christ**, Negotiant			Steigerung
1857, 9.IV.	Erbe durch **Franz Joseph Fröhlicher-Glutz**, Bäcker	(←) **Anton Christ**, Negotiant			Inventar
1867, 6.VI.		**Niklaus J. Steiner**, Negotiant			Steigerung
1869, 29.III.	**J. F. Fröhlicher**, Negotiant				Erbe
1884, 16.XII.	Dr. **G. Reinert-Frölicher**, Arzt				Kauf
1898, 14.IV.		Geschwister **Marie** und **Anna Steiner**			Kauf
1906, 15.V.		**Adolf Weber**, Metzger			Kauf
1913, 27.XI.	Dr. **Ernst Reinert-Kaufmann**, Arzt				Kauf
1955, 24.VI.		**Erbengemeinschaft** des **Adolf Weber**			Erbe
1960, 24.XII.	**Gemeinderschaft Dr.-Reinert-Haus**, Solothurn				Schenkung
1967, 11.XII.		**Hermann Weber**			Erbe
1988, 29.I.		**Erben** des **Hermann Weber**			Erbe

Zeichenerklärung: (→) bedeutet als Nachbar von…(siehe Pfeilrichtung) erwähnt.

Solothurn, Hinterhaus Gurzelngasse 25

Einige Jahrzehnte lang fristete, versteckt in einem Innenhof, ein kleines Hinterhaus ein vergessenes Dasein (Abb. 1, 2). Dass das Vorderhaus an der Gurzelngasse mit seiner im 17. Jahrhundert neu gestalteten und seither mehrfach umgebauten Gassenfront im hintern Teil ein in der Substanz älteres Hinterhaus besitzt, wussten nur wenige aufmerksame Kenner der Stadt. Die einfachen Wohnungen dienten schon lange als Magazin für Kleider und Dekorationsmaterial des prominenten Modegeschäfts im Vorderhaus.

Neue Nutzungsideen nach dem Besitzerwechsel

Mehr als sechzig Jahre lang befand sich die Liegenschaft im Besitz der Kaufmannsfamilie Adler. Ihre Kleidergeschäfte, sie hatten den Hauptsitz in Bern, waren wegen des aus-

Abb. 1 Solothurn, Hinterhaus Gurzelngasse 25 vor ...

Abb. 2 ... und nach der Restaurierung.

Abb. 3 Südfassade, Bauphasenplan. Hellgrau getönt Bauteile aus dem 16. Jahrhundert. Weiss Bauteile aus dem späten 17. oder frühen 18. Jahrhundert.

Abb. 4 Detail des Staffelfensters im zweiten Obergeschoss vor ...

Abb. 5 ... und nach der Restaurierung.

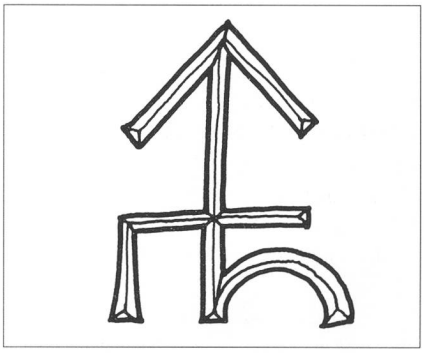


Abb. 6 Steinmetzzeichen am Staffelfenster aus dem 16. Jahrhundert. M 1:1.

gezeichneten Warenangebots lange ein Begriff. 1983 wurde die Liegenschaft von der HEY Männermode AG erworben. Diese begann bald darauf, sich Gedanken zur wirtschaftlicheren Nutzung des Hauses zu machen. Der baulose Zustand des Hinterhauses erforderte schliesslich 1994 eine Dachrenovation. Der bauleitende Architekt entdeckte dabei den besonderen Charme dieses kleinen Baus und animierte die Bauherrschaft zu weiteren baulichen Massnahmen. 1995 erfolgte eine Fassadenrenovation und 1996 ein Umbau und die Renovation des Innern.

Fassade

Die Südfassade ist anlässlich der Renovation sorgfältig untersucht worden. Ihr Erscheinungsbild ist durch zwei Bauphasen geprägt (Abb. 3). Die ältesten Bauteile stammen aus dem 16. Jahrhundert, sie bestimmen die Höhe und die Breite des Hauses. Als einzige Öffnung ist aus der Bauzeit das gestaffelte und mit Kämpfern versehene Dreierfenster im zweiten Obergeschoss erhalten. Die sorgfältig bearbeiteten und verzierten Gewände aus Sandstein waren am Zerfallen, sie wurden gefestigt und aufmodelliert (Abb. 4, 5). Das Steinmetzzeichen, mit dem sie versehen sind, konnte bisher nicht identifiziert werden (Abb. 6). Beidseits des Fensters existieren zugemauerte Negative von einstigen schräg ins Mauerwerk laufenden Stützbügen. Sie verraten, dass das Haus einst nach Süden einen Giebel mit vorkragendem Dach besass. Die Fassade war in der ersten Phase glatt verputzt, gebrochen weiss gekalkt und seitlich mit einer einfachen grauen Eckquadermalerei mit schwarzer Begleitlinie versehen. Diese Malerei erstreckte sich über die Naturstein-Eckpfeiler bis auf den Boden hinab. Auch das Fenstergewände war grau gestrichen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts erfolgte ein grösserer Umbau, der eine Umgestaltung der Fassade zur Folge hatte. Im Erdgeschoss und im ersten Obergeschoss wurden dabei die Tür- und Fensteröffnungen erneuert und an Stelle des bisherigen Giebeldachs entstand das heutige Walmdach mit knapp vorspringenden horizontalen Dachuntersichten. Die Haustür ist bei diesem Anlass nach Westen versetzt worden, wobei Teile des alten Türgewändes wieder verwendet wurden.

Inneres

Das teilweise engmaschig unterteilte Innere war durch verschiedene Veränderungen im 18. und 19. Jahrhundert entstanden (Abb. 8, 9). Vor der Ausarbeitung eines definitiven Umbauprojekts wurden Kontakte mit allfälligen Mietern aufgenommen. Schliesslich erhielt die heutige Mieterin eine Zusage, weil sie sich mit vielen Gegebenheiten des Hauses einverstanden erklären konnte. Entsprechend erfolgte eine sorgfältige Instandstellung, die stellenweise mit wohnlich aufwertenden grundrisslichen Veränderungen verbunden war.
An Wänden und Decken kamen in den Obergeschossen zahlreiche Reste von Dekorationsmalereien zum Vorschein. Sie wurden dokumentiert und zu einem kleineren Teil freigelegt und restauriert, blieben aber vollumfänglich erhalten (Abb. 13). Die bemalte Saaldecke über dem zweiten Obergeschoss

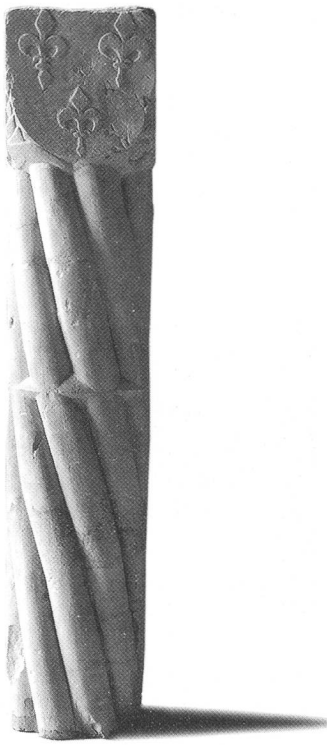


Abb. 7 Fenstersäule, aus drei Fragmenten zusammengesetzt. Das Würfelkapitell trägt das Familienwappen von Arx.

ist wieder mit einer Gipsdecke verschalt worden, weil ihre Freilegung zuweitgehende Veränderungen und statische Probleme gebracht hätte (Abb. 14).
Heute befindet sich im Erdgeschoss ein Schneideratelier, und in den beiden Obergeschossen ist eine interessante Zweizimmerwohnung mit Küche, Bad und internem Treppenhaus (erneuert in alter Form am alten Platz) eingerichtet worden.

Funde

Beim Umbau ist in der Westwand im Erdgeschoss eine Wandnische wieder geöffnet worden. Sie enthielt in der Zumauerung eini-

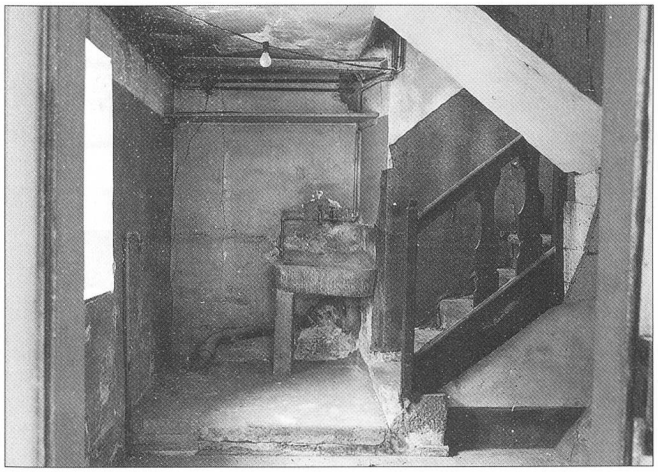


Abb. 8 Küche im ersten Obergeschoss, vor dem Umbau.

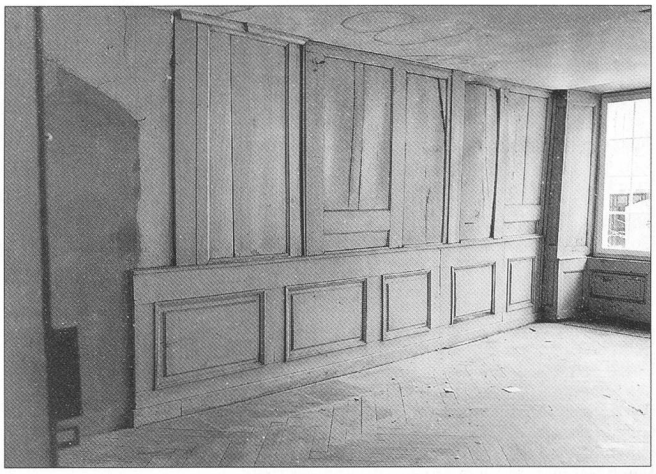


Abb. 9 Stube im ersten Obergeschoss, Ostwand vor dem Umbau.

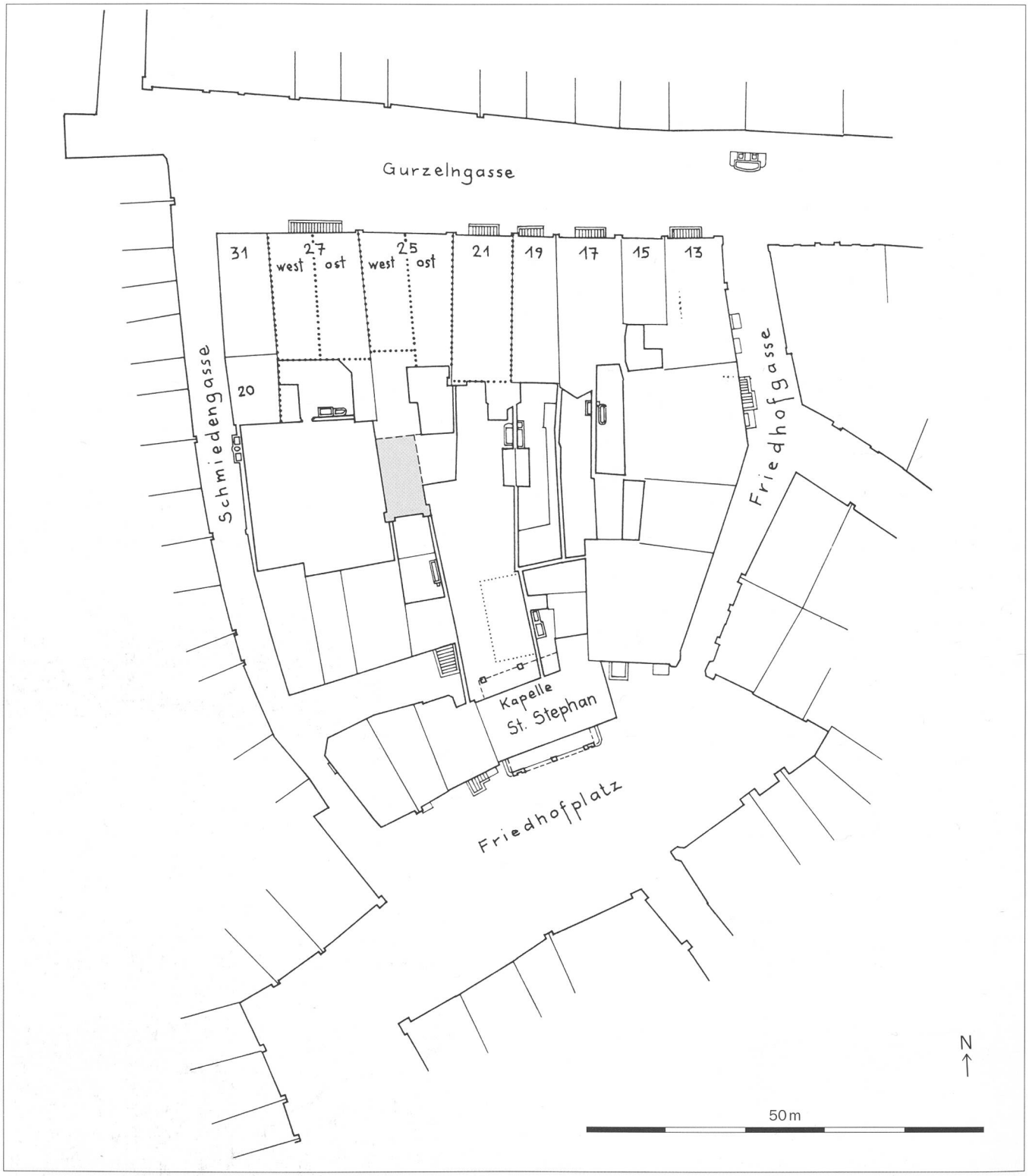
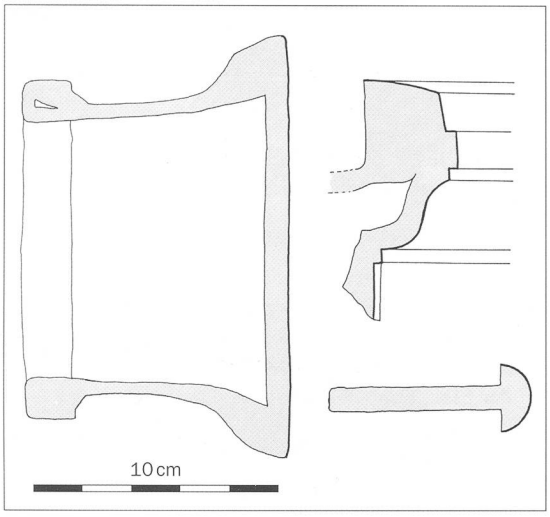


Abb. 10 Situationsplan über die Häuser Gurzelngasse 19–31.
Grundlage: Katasterplan 1867/70, Blatt 7.
Punktiert eingezeichnet ältere Parzellierung.

Die Liegenschaften sind mit der heutigen Hausnummer bezeichnet. Grau getönt das Hinterhaus Gurzelngasse 25.
Als Besitzer lassen sich für 1596/97 folgende Personen feststellen:
Schmiedengasse 20/ Gurzelngasse 31:
Ulrich von Arx, 1597 durch Tausch an Franz Karli
Gurzelngasse 27 (West): (Urs?) Strodel
Gurzelngasse 27 (Ost): Franz Karli, 1597 durch Tausch an Ulrich von Arx
Gurzelngasse 25 (West): Georg Fröhlicher sel.
Gurzelngasse 25 (Ost): Hans Jakob Stocker, 1596 Verkauf an
Ulrich Schmid, genannt Murer
Gurzelngasse 21: Urs Saler

Abb. 11 Ofenkacheln, grün glasiert und reliefiert. Zeitstellung: spätes 16. Jahrhundert.



Profilaufnahmen der Ofenkacheln.

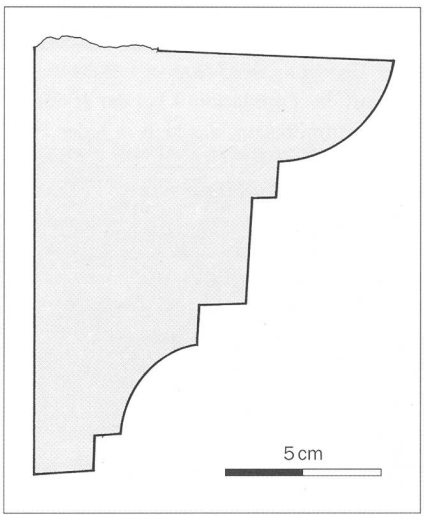


Abb. 12 Dieses Profilstück muss als Muster gedient haben. Es ist speziell in der gefundenen Abmessung produziert worden und trägt keinen Anstrich.

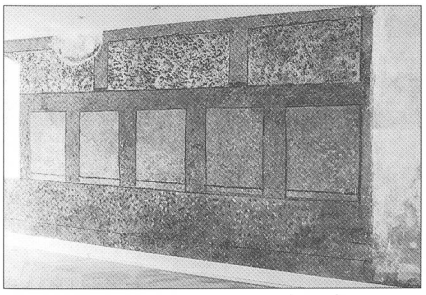


Abb. 13 Siehe Farbteil Seite 139.

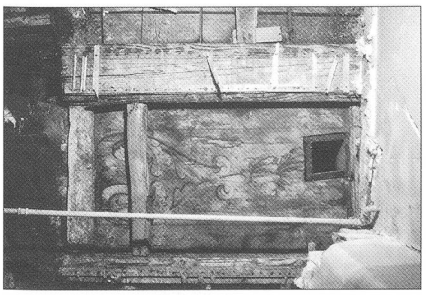


Abb. 14 Siehe Farbteil Seite 139.

ge Fragmente von Ofenkacheln (Abb. 11), ein (Muster-?)Stuckprofil (Abb. 12) und Bruchstücke einer Fenstersäule (Abb. 7). Die spiralig gewundene Säule war einst farbig gefasst und trägt am Würfelkapitell das nachträglich eingehauene Wappen der Familie von Arx. Sie weist Sprengschäden auf, die sie vielleicht bei einem Brand davongetragen hat. Stilistisch passen die Funde gut in die Bauzeit des Hinterhauses, sodass wir versucht sind zu glauben, es handle sich um Überbleibsel ursprünglicher Ausstattungsstücke. Das von-Arx-Wappen ist in diesem Zusammenhang von besonderer historischer Bedeutung, denn mit Hilfe des historischen Grundbuchs lässt sich die Besitzergeschichte nur bruchstückhaft bis ins mittlere 17. Jahrhundert zurückverfolgen.

Besitzergeschichte

Das Haus Gurzelngasse Nr. 25 ist durch die Zusammenlegung von zwei kleineren Häusern entstanden. Der Zeitpunkt der Zusammenlegung lässt sich beim gegenwärtigen Stand der Quellenlage nicht ausfindig machen. Durch eine zufällige Häufung von Handänderungen in den Jahren 1596/97 darf eine Besitzeraufzählung für die Häuser Gurzelngasse 19–31 gewagt werden (Abb. 10). Wenn wir die Quellen, die im historischen Grundbuch erfasst sind, richtig interpretieren, so befand sich 1641 der westliche Teil des heutigen Hauses Gurzelngasse 25, zu dem das hier behandelte Hinterhaus gehörte, im Besitz von Jungrat Jakob Vigier. Ein Jungrat und Hauptmann Vigier wird noch 1736 als Besitzer erwähnt. Später gelangte das Haus in den Besitz der Familie von Roll von Emmenholz, welche es bis 1803 behielt. Dann lauten die Besitzer:

1803–1850	Johann Baptist Altermatt
1850–1872	Elise Tugginer-Altermatt
1872–1881	Moritz Walker
1881–1889	Solothurner Hülfskasse
1889–1919	Traugott Spiess (ab 1900 seine Bierbrauerei Spiess AG in Luzern)
1919–1983	die Familie Adler und ihre Nachkommen, zuletzt die Erben der Elvira Kalman-Adler.

Markus Hochstrasser

Summarischer Quellennachweis

Staatsarchiv Solothurn, RM (Ratsmanual) 100/1596/343 f., 101/1597/308, RM 145/1641/239, GP (Gerichtsprotokolle) 1734–1735, Bd. 11, 482–484, IT (Inventare und Teilungen) 1758–1830, Bd. 46, Nr. 3, Kataster 1802. Hypothekenbuch, Grundbuch Nr. 445, alt gelb 12+33

Projekt und Bauleitung:
Rudolf Ehrsam, Architekt, Dällikon
Restaurierungen:
Brigitta Berndt, Solothurn
Steinrestaurierung:
Gunter und Till Frentzel, Rüttenen

Solothurn, Lapidarium I / neues Steinmuseum

Geschichte

1954 war in der Loggia, die durch den Westflügel der Jesuitenkirche erreichbar ist, das Lapidarium eingerichtet worden. Eine bunte Mischung von Steinrelikten aus römischer, mittelalterlicher und neuerer Zeit hatte hier für längere Zeit einen Standort gefunden. Konrad Glutz Blotzheim, der damalige Konservator am soeben eröffneten Historischen Museum Blumenstein, war der Hauptinitiant bei der Einrichtung dieser Steinsammlung. Aus seiner Hand stammt auch der aufschlussreiche Führer «Das Lapidarium im Kreuzgang zu Jesuiten in Solothurn», der 1954 gedruckt wurde.

Im Verlauf der Jahrzehnte, vor allem bei der Einrichtung des Lapidariums II beim Kollegiumschulhaus in den 1960er Jahren und um 1980 im Zusammenhang mit der Eröffnung der ur- und frühgeschichtlichen Dauerausstellung im Pächterhaus des Historischen Museums Blumenstein, wurden einzelne Exponate entnommen und versetzt. Dazu kamen kleinere Steinrelikte durch Diebstahl abhanden (Abb. 4), so dass man sich schon vor vielen Jahren dazu entschloss, das Lapidarium nicht mehr offen und frei zugänglich zu halten. Damit geriet in der Folge diese Sammlung mehr und mehr in Vergessenheit. Die Kantonsarchäologie erfasst 1988 die römischen Inschriftsteine und Werkstücke. Dabei wurden sie fotografisch und zeichnerisch aufgenommen. Gleichzeitig entstand durch Privatinitiative der «Verein der Freunde des Solothurnersteins», der sehr rasch eines seiner Hauptziele realisierte, nämlich die Einrichtung eines Museums zum Solothurner Stein. 1982 wurde dieses Museum im ehemaligen Stalltrakt des Restaurants «Kreuzen» in Rüttenen eröffnet.

Eine neue Ära

Bald schon wurde der Platz im Steinmuseum beim Restaurant «Kreuzen» zu eng. Nach einer Handänderung meldete der neue Hauseigentümer zudem Eigengebrauch für die Museumsräumlichkeiten an. Der Vorstand der «Solothurner Steinfreunde», wie der Verein heute heisst, beschäftigte sich ab Mitte der 1990er Jahre längere Zeit mit der Frage nach einer Verlegung des Museums. Bald wurde man auf das Lapidarium I bei der Jesuitenkirche aufmerksam, das sich in jeder Hinsicht in einem erbärmlichen Zustand befand (Abb. 1). Wände und Decken der Loggia waren seit Jahrzehnten nicht mehr unterhalten worden, und die Anschrifttäfelchen mit den Erläuterungen zu den Exponaten fehlten entweder oder befanden sich in Abgang. Die Idee, das Steinmuseum mit dem Lapidarium zusammenzulegen, stiess rundum auf wohlwollende Zustimmung und Unterstützung. 1996 gelang es innerhalb eines Jahres – verbunden mit viel PR-Arbeit – genügend Sponsoren anzuwerben und zu verpflichten, so dass Anfang 1997 das in diesem Zusammenhang erarbeitete Vorprojekt in die Realisierungsphase trat.

Renovation der Loggia

Die Loggia, die früher den Hauptzugang von der Hauptgasse her ins Kollegium bildete und durch die ausserdem die Sakristei der Jesuitenkirche erschlossen ist, musste restauriert werden. Die mit einfachen Stuckgliederungen überzogenen Kreuzgewölbe wurden von einem ungeeigneten Farbanstrich aus den 1950er Jahren befreit, geflickt und neu gestrichen. Bei diesen Arbeiten konnte beobachtet werden, dass die plastischen Gliederungselemente wie Gurte und Bänder ursprünglich gegenüber den hellen Gewölbekappen hellgrau (im Steinton) abgesetzt waren. Auf eine Wiederherstellung dieses Zustandes wurde, vorwiegend aus finanziellen Gründen, verzichtet. Die Rückwand der Loggia, die in den 1950er Jahren mit einem rauen Verputz überzogen worden war, wurde mit einem dünnen Kalkmörtelüberzug geglättet, die Natursteinteile lediglich mit Schwamm und Leitungswasser gereinigt und wo nötig geflickt (aufmodelliert).

Der Betonboden wurde belassen, lediglich gereinigt und mit einem lose verlegten Läufer zugedeckt (Abb. 2). Um die teilweise heiklen Exponate vor den Witterungseinflüs-

Abb. 1 Solothurn, Lapidarium in der Loggia bei der Jesuitenkirche. Zustand November 1996, vor der Einrichtung zum Steinmuseum.

Foto: Mathias Staub, Solothurn

Abb. 2 Das ehemalige Lapidarium mit dem neu eingerichteten Steinmuseum, kurz nach der Eröffnung am 21. Juni 1997.

Foto: Mathias Staub, Solothurn

Abb. 3 Blick aus dem Innenhof an die Loggia. Die grossflächige Verglasung bietet eine optimale Transparenz und konkurriert die feine Architektur nicht.

Abb. 4 Ein in den 1970er Jahren durch Diebstahl abhanden gekommenes Steinrelikt. Reich verzierter Ofenfuss aus Sandstein, ca. 30 cm hoch, aus Sandstein. Das kleine Kunstwerk aus dem frühen 17. Jahrhundert kam in den 1950er Jahren bei Umbauarbeiten im Haus Hauptgasse 58 zum Vorschein. Wo steht es heute ???

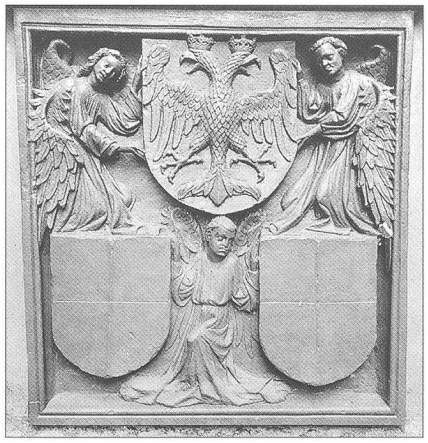


Abb. 5 Das Wappenrelief von 1487/88 befand sich über dem Torbogen des 1877 abgebrochenen inneren Berntors. Die Aufnahme zeigt das kunsthistorisch bedeutsame Werk im Zustand um 1890, vor der ersten Restaurierung von 1892, und während der Restaurierung von 1997.

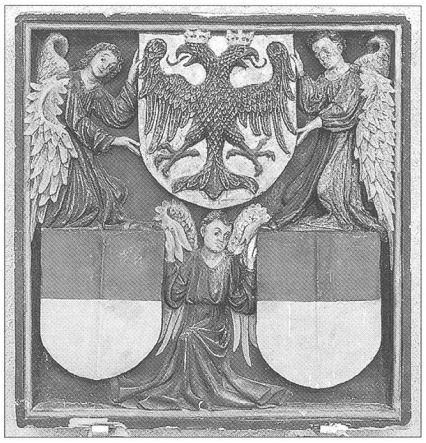


Abb. 6 Siehe Farbteil Seite 139.

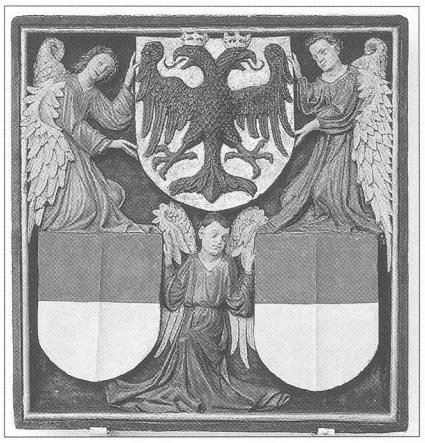


Abb. 7 Siehe Farbteil Seite 139.

sen zu schützen, entschied man sich für die Montage einer Glaswand, mit der nun die Loggia gegen den Innenhof abgetrennt ist. Die Stahlrahmenkonstruktion, in die das Glas eingesetzt ist, wurde hofseitig ausserhalb der Säulen gesetzt und läuft vom Hofniveau bis unter die horizontale Dachuntersicht hinauf (Abb. 3). Damit wurde eine architektonische Lösung gefunden, welche die historische Bausubstanz absolut minimal tangiert. Gleichzeitig entstand mit dieser Lösung zwischen den Loggiasäulen ein gut nutzbarer Raum zur Platzierung von Exponaten.

Exponate

Bei der Auswahl der Exponate wurde sorgsam darauf geachtet, dass im neuen Steinmuseum in erster Linie die technisch oder historisch wichtigen Relikte präsentiert werden. In enger Zusammenarbeit mit dem Kantonsarchäologen wurden die römischen Inschriftsteine nach Gruppen geordnet und mit einer fachlich einwandfreien Anschrift versehen. Das Historische Museum lieh einige wichtige Steindenkmäler aus, die bisher in Depots oder im sogenannten Lapidarium II beim Kollegiumschulhaus gestanden hatten. Die Kantonale Denkmalpflege und die Kantonsarchäologie nahmen die weniger attraktiven Steinrelikte in ihren Depots in Obhut. Einen Nebeneffekt stellten die Replatzierung der «Hermessäulen» (vgl. Beitrag Seite 116–118) und die fachgerechte Restaurierung des Wappenreliefs vom 1877 abgebrochenen Berntor dar (Abb. 5–7). Das letztere präsentiert sich nun zum grössten Teil wieder im originalen Farbkleid, das es kurz nach seiner Fertigstellung 1488 erhalten hatte. Die polychrome Fassung liegt auf zwei Grundanstrichen, einem hellgrauen direkt auf dem Stein und einem roten Zwischenanstrich. Es handelt sich bei allen drei Farbanstrichen um dünn aufgetragene Ölfarben oder Öllasuren.

Markus Hochstrasser

Architekt: P. Widmer, Solothurn
Steinrestaurierung:
ARGE Solothurnerstein, G. Frenzel, Rüttenen, H. Lehmann, Leuzigen
Restaurator: W. Arn AG, Worben

Quellenhinweis:

Zum am 21. Juni 1997 eröffneten Steinmuseum bei Jesuiten ist ein Führer erschienen, der im Museum und im Tourismusbüro des Verkehrsvereins bezogen werden kann.

Solothurn, von-Roll-Fideikommisshaus

1997 erfolgte in den südseitigen Räumlichkeiten des Fideikommisshauses von Roll ein Mieterwechsel. In diesem Zusammenhang wurden Instandstellungsarbeiten in den Ladenlokalen, im alten Hausgang, in der Halle und in den beiden Zimmern im Obergeschoss notwendig.
Die Liegenschaft wird äusserst verständnisvoll und umsichtig durch die Mutter des derzeitigen Fideikommissherrn Benedikt von Roll, Frau Marianne von Roll-Oetterli aus Balm, verwaltet. So konnte eine zurückhaltende und fachgerechte Renovation dieser Räume vorgenommen werden. Sie dienen nun dem städtischen Tourismus-Verband und dem ACS als Geschäfts- und Büroräume.

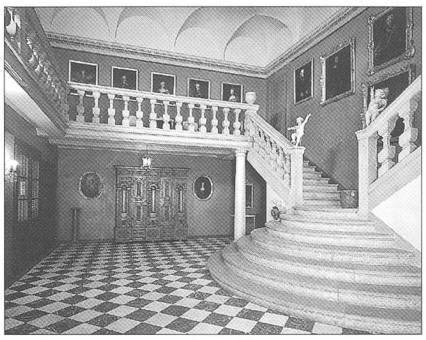


Abb. 1 Siehe Farbteil Seite 140.

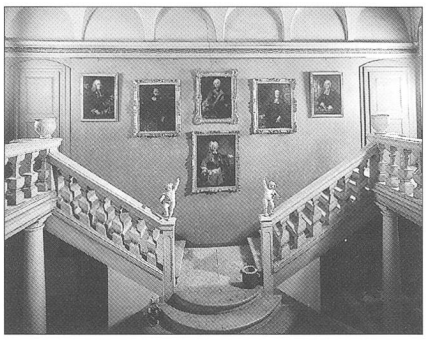
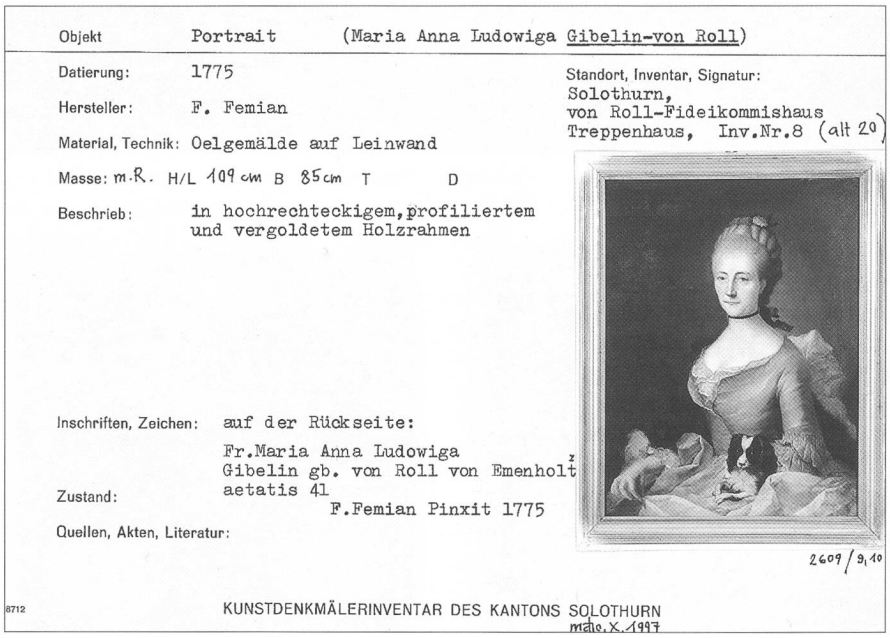


Abb. 2 Siehe Farbteil Seite 140.



Objekt: Portrait (Maria Anna Ludowiga Gibelin-von Roll)
Datierung: 1775
Hersteller: F. Femian
Material, Technik: Oelgemälde auf Leinwand
Masse: m.R. H/L 109 cm B 85 cm T D
Beschrieb: in hochrechteckigem, profiliertem und vergoldetem Holzrahmen
Standort, Inventar, Signatur: Solothurn, von Roll-Fideikommishaus Treppenhaus, Inv.Nr.8 (alt 20)
Inschriften, Zeichen: auf der Rückseite: Fr.Maria Anna Ludowiga Gibelin gb. von Roll von Emenholtz aetatis 41 F.Femian Pinxit 1775
Zustand:
Quellen, Akten, Literatur:
2609/9,10
8712 KUNSTDENKMÄLERINVENTAR DES KANTONS SOLOTHURN
mäo.X.1997

Abb. 3 Beispiel einer Inventarkarte, wie sie zu allen Gemälden angefertigt wurden. Im vorliegenden Fall handelt es sich um ein 1775 von F. Femian gemaltes Portrait von Maria Ludowiga Gibelin-von Roll, festgehalten im Alter von 41 Jahren.

Die Instandstellung der Halle

Im ersten Obergeschoss liegt – praktisch im Herzen des ältesten Hausteils – eine eindrückliche Halle. Eine geschwungene einläufige Treppe führt aus dem Hausflur auf ein Zwischenpodest und teilt sich hier in zwei Läufe, welche in die geräumige Halle im ersten Obergeschoss münden. Von hier aus sind die Räume im Süden und im Norden erschlossen. Aus dem Zentrum der Halle führt eine halbrund geformte Freitreppe auf ein weiteres Zwischenpodest. Von diesem gelangt man über zwei gegenläufige Treppen auf eine dreiseitig umlaufende Galerie im zweiten Obergeschoss (Abb. 1 und 2). Von hier aus erreichte man früher durch zwei Türen den grossen «Rittersaal» im Norden und die privaten Zimmer im Süden. Die Wände des Foyers sind mit zahlreichen Portraitgemälden behangen. Dargestellt sind grossenteils Mitglieder der Familie von Roll. Nach vielen Jahren der Nutzung als Ladenlokal wiesen sowohl die Raumhülle als auch die Gemälde etliche Schäden auf, welche es vor der Neuvermietung zu beheben galt. Die verschmutzten und zerkratzten Wände wurden sorgfältig gereinigt und einretouchiert. Einzelne Bodenplatten in der Halle – sie bestehen aus schwarzem und weissem Marmor – und grössere Flächen der Tonplattenböden auf den Galerien benötigten ein neues Mörtelbett. Risse oder fehlende Teile an den Stuckprofilen der Gipsdecken mussten repariert werden. Viele Bilder wiesen Löcher oder verdunkelte und krepierte Firnisse auf. Zum Teil hatten sie sich von den Spannrahmen gelöst und boten so nicht nur einen unschönen Anblick, sondern gefährdeten auch die Malschicht. An den Bilderrahmen blätterte die Vergoldung ab und es fehlten Zierteile, deren Bruchstücke bei einer Suchaktion in Schränken gefunden wurden.

Abb. 4 Aufschlussreiche Inschrift auf der Leinwandrückseite des oben abgebildeten Portraits.

Portraitgemälde neu inventarisiert

Die mehrheitlich aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammenden Portraits wurden abgehängt, gereinigt und nach Bedarf restauriert. Obwohl eigentlich keine Mittel mehr für die Weiterführung der Kunstdenkmälerinventarisation zur Verfügung stehen, war es im vorliegenden Fall sinnvoll und nötig, ein Inventar der Gemälde zu erstellen (Abb. 3 und 4).

Im Rahmen der Reinigungs- und Restaurierungsarbeiten wurden alle Bilder fachlich einwandfrei fotografiert und anschliessend alle wichtigen Daten auf Inventarkarten neu erfasst. Die Kartei dient nicht nur der Denkmalpflege als Dokumentation, sondern ist interessierten Kreisen öffentlich zugänglich. Sie steht als Hilfsmittel Historikern, Heraldikern und den Eigentümern zur Verfügung.
Während der Inventarisation wurde auch deutlich, welche Bilder untereinander in einem Zusammenhang stehen. Bei der Wiederaufhängung wurden sie deshalb neu gruppiert und somit in eine logische Ordnung gebracht.

Die Renovation der Zimmer im Obergeschoss

Im ersten Obergeschoss erfuhren das ausgetäferte Zimmer, der sogenannte Salon Südwest, und das östlich anschliessende Zimmer mit dem Cheminée eine Renovation. Im Sa-

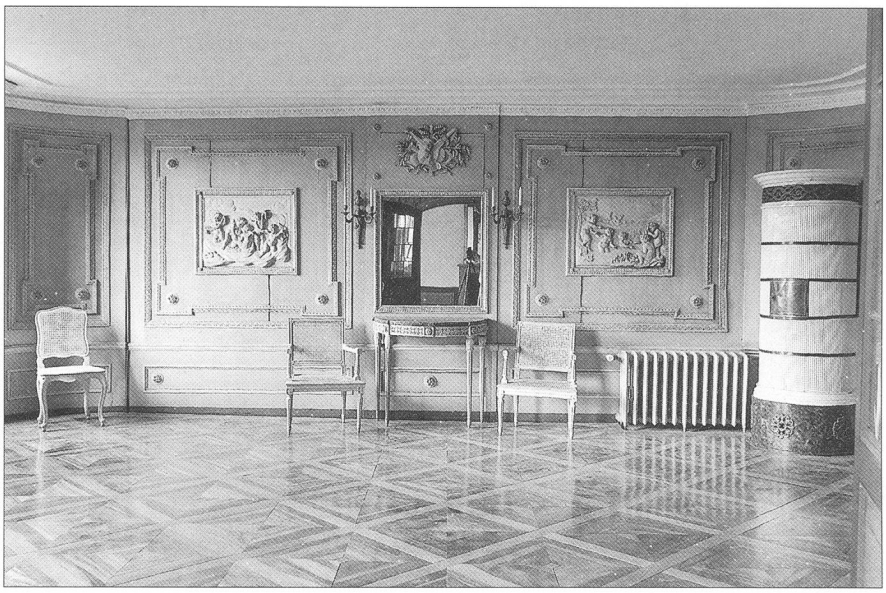


Abb. 5 Salon Südwest im ersten Obergeschoss, Westwand nach der sanften Renovation von 1997. Die plastisch geschnitzten Bilder in den grossen Feldern symbolisieren gleichzeit die vier Elemente und die vier Jahreszeiten. Die feineren Dekorationen über dem Spiegel enthalten Embleme, die für verschiedene Künste stehen.

Abb. 6 Tür vom östlichen Zimmer in den Salon Südwest vor der Renovation von 1997.

Abb. 7 Ausschnitt aus der Westwand des östlichen Zimmers während der Renovation. In der Wandfläche sind die Negative einer früheren Feldereinteilung zu erkennen.

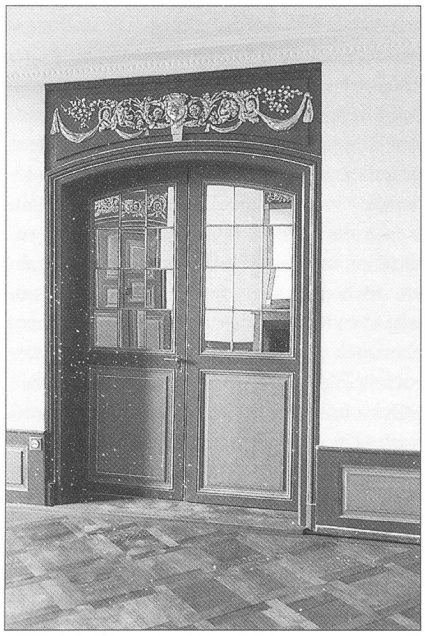


Abb. 8 Tür vom östlichen Zimmer in den Salon Südwest nach der Renovation von 1997.

lon musste nach einem Wasserschaden, verursacht durch das darüberliegende Bad, die Gipsdecke vollständig erneuert werden. Die vertäferten Wände, die mit reichen Schnitzereien verziert sind, wurden lediglich mit Schwamm und schwachem Seifenwasser gereinigt. An den Zierelementen wurden alle ab- oder angebrochenen Teile wieder befestigt (Abb. 5).

Im östlich anschliessenden Zimmer waren gründlichere Instandstellungsarbeiten nötig. Eine billige und abgenutzte Stofftapete wurde entfernt, die Wandflächen geflickt und anschliessend mit einer Makulaturtapete neu bezogen und gestrichen (Abb. 6 und 8). Dabei kamen die Negativabdrücke einer früheren Wandgliederung (Felderrahmen) zum Vorschein (Abb. 7). Auf eine Rekonstruktion derselben wurde wegen mangelnder Anhaltspunkte verzichtet. Für die Farbgebung der Täfer, Türen und Supraporten griff man auf eine ältere Fassung in Blau und Gold zurück. Das aus dem 20. Jahrhundert stammende Tafelparkett wurde sorgfältig gereinigt, geflickt und mit Öl und Wachs imprägniert.

Markus Hochstrasser

Gipserarbeiten:
Remo Frigerio, Solothurn

Malerarbeiten:
Marco Angelini, Solothurn

Restaurierungen:
Brigitta Berndt, Solothurn (Gemälde und Vergoldungen), und Gabriela Knuchel-Menziger, Solothurn (Bilderrahmen)

Holzrestauration:
Benedikt von Roll, Balm, und Franz Joseph Leimer, Bettlach